

Zeitschrift: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schwyz
Band: 33 (1925)

Artikel: Abt Konrad Tanner von Einsiedeln
Autor: Henggeler, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

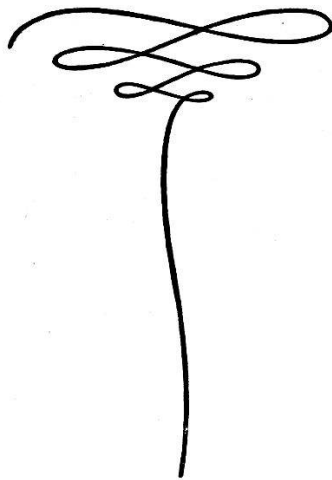
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ABT KONRAD TANNER VON EINSIEDELN

VON
P. RUDOLF HENGGELER O. S. B.
II. ARCHIVAR, STIFT EINSIEDELN



1. Jugend und erste Klosterjahre.



Am 7. April 1925 waren 100 Jahre verflossen, seit Abt Konrad Tanner, der von 1808 bis 1825 dem Stifte Einsiedeln vorstand, gestorben ist. Dieser Prälat zählt zu den hervorragendsten Äbten des altehrwürdigen Gotteshauses und der Umstand, daß er selber ein Sohn des Schwyzerlandes war, an dem er mit ganzer Seele hing, dürfte ihm auch ein besonderes Interesse der Freunde schwyzerischer Geschichte sichern.

Abt Konrad Tanner wurde in Arth den 29. Dezember 1752 geboren. Sein Vater Jodocus Meinrad Tanner gehörte einem der angesehensten Geschlechter der Gemeinde an; er war Schulvogt der Gemeinde. Zwei seiner Brüder waren Priester geworden. Der eine, Sebastian Anton, war erst Kaplan in Arth, dann Pfarrer im Muotathal, zugleich war er Dekan und Apostolischer Protonotar; der andere, Wendelin Tanner, wurde Pfarrer in Iberg und Arth. Auch zwei Brüder des Großvaters, Zehntenvogt Jost Meinrad Tanner, hatten den geistlichen Stand erwählt, Johann Baptist war Kapuziner und Jost Rudolf Pfarrer in Gersau. Ein Bruderssohn des Vaters war auch der 1812 verstorbene Pfarrer von Muotathal, Rudolf Anton Tanner. Die beiden Brüder Abt Plazidus Tanner von Engelberg (1851—66) und Propst Anton Tanner von Luzern (1865—93) waren weitere Verwandte unseres Abtes. Dieser selbst hatte nur zwei Schwestern, welche beide ins Kloster traten, Maria Katharina im Kloster Au bei Einsiedeln und Maria Barbara Theresia im Kloster Fahr.¹

¹ Verdankenswerte Mitteilung von Herrn a. Gemeindepräsident Blum in Arth; den Taufregistern von Arth zufolge hatte Abt Konrad keinen Bruder; doch sucht er 1788 mehrfach in Briefen an Landammann Hett-

Auch die Mutter unseres Abtes, Maria Elisabeth von Hospenthal, gehörte einer bekannten Artherfamilie an. Ihr Vater war Doktor der Medizin und Mitglied des Rates.

Jodocus Meinrad, wie Abt Konrad in der Welt hieß, verlor ziemlich frühe seinen Vater. Erst 46 Jahre alt, wurde dieser seiner Familie entrissen. Um die Familie, vorab um Jodocus Meinrad, nahm sich in der Folge Landammann Johann Josef Viktor Lorenz von Hettlingen in ganz besonderer Weise an. Abt Konrad ehrte diesen Mann wie seinen zweiten Vater, weshalb er ihn sich auch auf die Primiz zum geistlichen Vater ausersehen hatte. Mit den Söhnen Karl, Anton und Werner verband ihn eine aufrichtige Freundschaft. Schrieb er doch am 11. Dezember 1785 an Karl von Hettlingen: „Ich habe viele Freunde, sagt das Sprichwort, aber keine Vertraute; und ich bin vielen Freund, aber nur mit dem Hedlingerischen Hause vertraut. Erinnern Sie sich, was ich so vielmal gesagt: Ich war klein, und nur das Hedlingerische Haus schämte sich meiner nicht. Wenn ich wachse, so soll nur dieses mein Herz besitzen.“¹

Aller Wahrscheinlichkeit nach verdankte Tanner es Landammann von Hettlingen, daß er nach Einsiedeln an die Klosterschule kam. Wann dies der Fall war, läßt sich nicht mehr genau feststellen, jedenfalls geschah es, wenn nicht kurz vor, so bald nach dem Tode des Vaters. Schon mit 18 Jahren meldete sich Meinrad 1771 für das Kloster an. Am 20. Juli dieses Jahres wurde im Kapitel beraten, ob man

lingen und an dessen Sohn Karl, der Hofkavalier am Hofe des Abtes von St. Gallen war, eine Stelle für einen Bruder, dessen Name freilich nicht genannt wird.

¹ Das Hettlingische Familienarchiv bewahrt heute noch eine große Anzahl von Briefen P. Konrad Tanners, besonders aus dessen Bellenzerzeit auf, die meist freundschaftlicher Natur sind. Hochw. Herrn Victor von Hettlingen, Pfarrer in Bauen, und Herr Kantonsrat Karl von Hettlingen haben sie dem Verfasser in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt. — Als Landammann Lorenz von Hettlingen 1793 starb, hat ihm P. Konrad in einem größern Schreiben an den ältesten Sohn ein herrliches Denkmal gesetzt. Das Bild dieses vorzüglichen Mannes, von Annen aus Arth gemalt, schmückt heute noch den sogen. Fürstensaal des Stiftes.

ihn und drei weitere Kandidaten, Karl Bettschart von Schwyz (später P. Ildephons), Johann Werder von Cham (wurde später nicht aufgenommen) und Andreas Nager von Ursern (später P. Friedrich) aufnehmen wolle. Der damalige Præceptor der Klosterschule, P. Beda Müller, ein ausgezeichnete Schulmann, lobte den Eifer und die Frömmigkeit des Kandidaten und bemerkte, daß der scharfe Verstand und der große Fleiß nur das Beste von Tanner erwarten ließen. Freilich habe er auch seine Fehler, er sei etwas schmeichlerisch, schwatzhaft, überschätze gerne sich selbst und sei leicht zum Zorne geneigt. Doch habe er Zurechtweisungen immer sehr gut entgegengenommen. P. Bonifaz d'Anethan lobte Tanner als vorzüglichen Musiker. Am wenigsten gut war der damalige Statthalter Beat Küttel auf ihn zu sprechen, er fürchtete Schlimmes von dem leidenschaftlichen Temperamente des Kandidaten, zumal auch in seiner Verwandtschaft dieser Fehler heimisch sei; der Vater Tanners sei so heftigen Kopfschmerzen unterworfen gewesen, daß er zu jeder Arbeit unfähig gewesen sei. Doch stimmte der Großteil des Kapitels der Aufnahme bei. Auch die übrigen Kapitel, die im Laufe des Noviziatsjahres über die Novizen gehalten wurden, verliefen gut und so wurde Meinrad Tanner am 22. August zur hl. Profeß zugelassen, die er am 8. September 1772 ablegte. Dabei erhielt er den Namen des großen Konstanzerbischofs Konrad, der einst in so inniger Beziehung zur Gnadenstätte gestanden war.

Auf das Noviziatsjahr folgten die theologischen Studien, die Fr. Konrad im Kloster selber absolvierte. Naturgemäß verlautet über diese Jahre wenig, denn jede Tätigkeit nach außen unterblieb; die Studien selber nahmen ihren ordnungsgemäßen, ruhigen Verlauf. Daß sich aber Tanner und seine Mitprofessen auch auf theologischem Gebiete auszeichneten, dafür spricht der Umstand, daß zum Abschluß ihrer Studien, die sich noch ein Jahr über die Primiz hinaus erstreckten, unter dem Vorsitze ihres Lehrers, P. Chrysostomus Helbling, am 8. Juli 1778 eine feierliche Disputation veranstaltet wurde.

Hier hatten die jungen Gottesgelehrten Gelegenheit, vor ihren Mitbrüdern und auch auswärtigen Gästen sich über ihr Wissen aus der gesamten Theologie und der Kirchengeschichte auszuweisen. Das Verzeichnis der behandelten Thesen umfaßt allein 44 Druckseiten. Bereits ein Jahr vorher empfing er am 24. Mai 1777 die hl. Priesterweihe. Am 1. Juni feierte er sein erstes hl. Meßopfer.

2. Der Lehrer und Erzieher.

Nach Abschluß seiner Studien wurde P. Konrad zum Lehrer der Rhetorik an der Klosterschule bestellt. Gerade damals herrschte auf dem Schulgebiete im Stifte eine sehr rege Tätigkeit. Mit Abt Marian Müller war 1773 nicht bloß ein hochgebildeter, sondern auch ein für wissenschaftliches Streben sehr begeisterter Prälat an die Abtei gekommen. Durch die 1773 erfolgte Aufhebung des Jesuitenordens waren auch im Gebiete der damaligen Eidgenossenschaft mehrere ausgezeichnete Jesuitenschulen hart betroffen worden. Für die andern Orden eröffnete sich infolge der Schließung der Jesuitenschulen ein weites Feld der Tätigkeit. Ähnlich wie damals im Kloster St. Urban befaßten sich auch im Kloster Einsiedeln eine ganze Reihe von Patres ernsthaft mit dem Problem der Volkserziehung. Wenn Einsiedeln nicht in so hervorragendem Maße sich betätigen konnte, wie die Mönche von St. Urban, so waren daran vor allem die lokalen Verhältnisse schuld. In den Gebirgsgegenden hielt es ungleich schwerer als auf dem flachen Lande, mit Neuerungen auf diesem Gebiete durchzudringen.

An der Spitze dieser schulfreundlichen Stiftsmitglieder stand P. Isidor Moser. Schon als Katechist für die Viertel bearbeitete er zwei Katechismen für den Religionsunterricht, einen für den Gebrauch der Lehrer und einen, der auch im Drucke erschien, für die Kinder. 1768 gab er ein ABC-Büchlein heraus; in den folgenden Jahren erschienen kleinere und größere Liedersammlungen, um den Volksgesang

zu heben. 1774 Pfarrer von Einsiedeln geworden, hielt er 1776 allen Schulmeistern des Dorfes einen Unterrichtskurs und gab ihnen Unterweisungen, wie sie die Kinder unterrichten sollten. Schon 1775 erschien von ihm das Büchlein: „Anleitung zur Verbesserung der Schulen der Kinder zum Gebrauche der Eltern sowohl, als aller derer, welchen der Unterricht kleiner Kinder anvertraut wird.“¹ P. Johannes Schreiber, ein Freund des bekannten Lavaters, veröffentlichte 1779 in der Moralischen Wochenschrift von Luzern einen Schulplan für die Neuregelung des Unterrichtes sowohl an den Volksschulen wie an den höhern Schulen. Einen ähnlichen Plan entwarf etwas später P. Ämilian Gstreinthaler. 1780 gab P. Robert Kech seine zweibändige lateinische Einsiedler Grammatik heraus. Schon vorher hatte P. Beda Müller für das Gymnasium in Bellenz eine italienische Grammatik mit Übungsbüchern erscheinen lassen. In den Kreis dieser begeisterten Schulmänner trat nun P. Konrad ein.

Bei den glänzenden Geistesgaben, über die der junge Lehrer verfügte, und seinem lebhaften Temperamente ist es nicht anders denkbar, als daß er sich mit Leib und Seele seinem neuen Berufe widmete. Wie tief er ihn erfaßte, zeigt eine kleine Schrift, die er einem seiner Schüler zum Abschiede mit auf den Lebensweg gab. Nicht rein wissenschaftliches Können war dem Lehrer die Hauptsache, sondern vor allem die religiöse und sittliche Ertüchtigung.

„Nur noch eine Bitte an Sie, mein innigstgeliebter Professor: Sie kennen meine Natur, Sie kennen die Welt. Ich bitte Sie also tausendmal, die Güte zu haben, mir einige gute Grundsätze und Lehren zur Letze zu geben.“ Worte, die mich im Innersten durchdrangen und die ich nicht anders, als mit einer halb freudenvollen, halb peinigenden Träne wiederhole: Worte, die Deines guten Herzens würdig sind, mein Sohn! — Dieser Name, der sich für Deine und meine

¹ Vergl. Dr. P. Odilo Ringholz: P. Isidor Moser, Benediktiner von Einsiedeln. Benziger & Co., pag. 20 ss und 45 ss.

Empfindung recht gut schicket, kann Dir nicht beleidigend fallen. Wie gerne schenke ich Dir einige Stunden dieser letzten Nacht, wo Du unsern Armen, in denen Du auferzogen worden, zu entwischen suchest. Ich, der ich so viele frohe Tage Deinem Besten mit angenehmsten Wünschen widmete, habe ich Dein Glück nicht genugsam befördern können, so ist nicht mein Herz, meine bloße Unvermögenheit ist schuld daran. Hätte doch nur der gütige Himmel es wollen, daß ich ferner Gelegenheit gehabt hätte, meinen guten Willen wirksam zu machen. Gedenke Er also mein Sohn! sein ganzes Leben hindurch, es sei einmal eine Zeit gewesen, wo er heilsame Ermahnungen nicht nur wohl aufgenommen, sondern kindlich erflehet habe; eine Zeit, die vielleicht nicht mehr kommt, und die ihm doch vor Gott und den Menschen Ehre gemacht hat.“ Dann bittet er ihn, allzeit im Andenken an Gottes Gegenwart zu wandeln, allabendlich sein Gewissen zu erforschen, wenn er fehlte zu beichten, wozu er sich einen guten Beichtvater wählen solle. Von der Religion soll er nie anders als mit Hochachtung reden, Maria besonders verehren. Vor gefährlichen Freundschaften und Bekanntschaften soll er sich ebenso in Acht nehmen wie vor bösen Kameraden, Winkelvergnügen, Wein und Tanz. Lieber möge er mit alten, erfahrenen Leuten verkehren, Frauen gegenüber soll er zurückhaltend sein. Auch wenn er einen weltlichen Stand ergreife, möge er stets in der Furcht Gottes wandeln, öfters die hl. Sakramente empfangen, nicht dem eigenen Willen und Gutdünken folgen, die Eltern und Stellvertreter Gottes immer ehren. Die nützlichen Wissenschaften möge er immer pflegen, schlechte und gottlose Bücher aber fliehen, darum auch vorsichtig sein im Anschaffen von Büchern. Täglich soll er eine geistliche Lesung oder kurze Betrachtung machen, sich Rechenschaft geben über den Zustand des eigenen Innern und nicht glauben, als Weltmensch brauche man nicht so viel zu tun. Nie etwas gering achten, was Gott mißfällt. „Unter diesen wohlgemeinten Ermahnungen, die mir mein Herz in Eile darbietet, gebe ich Dir

also, mein bestes Kind! das letzte Lebewohl und verlasse Dich auf ewig. Ich befehle Dich aber dem väterlichen Schutze unseres Gottes und gebe Dir das teure Versprechen, in allen meinen hl. Meßopfern und übrigen wenigen und schwachen Andachten, so lange ich lebe, Deines Heils zu gedenken. Der Herr leite Deine Fußsteige, seine Furcht sei Dein immerwährender Schild und sein guter Engel Dein Geleitsame. O wenn wir uns einmal im Reiche unseres himmlischen Vaterlandes wiederum beisammen einfinden werden! Die letzte Ermahnung, die mir noch übrig bleibt, ist endlich diese: daß Du auch Deines alten und bestmeinenden Professors niemals vergessest, sondern sein Angedenken fest in Deinem Herzen geschrieben behaltest.“ Der Schüler, an den diese so wohlgemeinten Ratschläge gerichtet waren und den P. Konrad und andere seiner Lehrer gerne im Kloster gesehen hätten, hat später freilich nicht nur seinen Lehrer vergessen und ihm wenig Ehre gemacht, sondern auch seinem Vaterlande gegenüber gleichen Undank bewiesen. Josef Businger von Stans wurde zwar Priester und war in den Schreckenstagen der französischen Invasion Pfarrer seiner Heimatgemeinde (1798—1803). Sein Verhalten in jener Zeit zwang ihn 1803 zur Aufgabe seiner Stellung. Er lebte fortan in Luzern historischen Studien († 25. April 1836).¹

Fünf Jahre wirkte P. Konrad in Einsiedeln, zuerst als Lehrer der Rhetorik, dann seit 1781 als Lehrer der Theologie bei den Klerikern des Stiftes. Am Dreikönigstage 1782 bestimmte ihn der seit 1780 an der Spitze des Klosters stehende Abt Beat Küttel als Lehrer für das Gymnasium in Bellenz.

Seit 1675 besaß man die dortige Schule, die bedeutend größer war, als die Klosterschule in Einsiedeln. Ihre Hebung lag dem neuen Abte ganz besonders am Herzen. Schon

¹ Die Abschiedsworte seines Lehrers hat Businger freilich Zeit seines Lebens aufbewahrt. Aus seinem Nachlasse gingen sie in den Besitz von Staatsarchivar J. Schneller in Luzern über, der sie 1876 Abt Basilius Oberholzer als Geschenk übersandte.

1781 hatte er einen teilweisen Neubau der Residenz, wie man die Niederlassung in Bellenz nach dem Vorbilde der Jesuiten, die sie vorher inne gehabt hatten, nannte, angeordnet. Neben dem materiellen Ausbau der Schule sollte aber vor allem auch der geistige gefördert werden. Darum sandte der Abt zu Beginn des Jahres 1782 nicht nur in P. Konrad einen seiner besten Schulmänner, sondern auch einen neuen Propst dorthin, P. Beda Müller, den er für den fähigsten seiner Konventualen hielt. Die beiden wären auf ihrer Reise über den Gotthard inmitten des Winters bald das Opfer eines Lawinenunglückes geworden, Als die Kunde von der großen Lebensgefahr am 16. Januar nach Einsiedeln kam, ließ der Abt gleich zum Danke für die wunderbare Errettung acht hl. Messen in der Gnadenkapelle lesen. Propst P. Beda, der vor allem den Neubau leiten sollte, war freilich keine lange Wirksamkeit beschieden; schon am 2. Juni 1783 starb er, erst 51 Jahre alt.

Mit dem Einzug der beiden Patres begann für Bellenz eine neue Zeit. Während P. Beda die gesamte Verwaltung unter sich hatte, sollte P. Konrad als Präceptor dem Schulbetriebe vorstehen. „Italien, wenn ich Bellenz so nennen darf,“ schrieb er am 17. März 1782 an Landammann Hettlingen, der es einer Tagebuchnotiz des Abtes Beat zufolge sehr übel genommen hatte, daß man seinen geistlichen Sohn über den Gotthard schickte, „hat für mich alles, was mir die gar zu große Begierd nach meinem religiosischen Vaterland ziemlich mäßigen kann, und ich finde im kleinen alles, was mein großes Verlangen stillen wird. Ich hoffe sogar, daß ich zu keiner andern Zeit williger und auch ohne größeren Nachteil in die Fremde gewandert wäre, und daß alle Umstände meine ruhmvolle Verbannung versüßen müssen.“ Wie P. Konrad seiner neuen Aufgabe nachkam, erhellt noch aus zwei umfangreichern Schriftstücken, die er für den Internats- und Schulbetrieb entwarf.

In dem einen dieser Schriftstücke, das als Richtschnur für das Verhalten des P. Präceptor berechnet war, gibt er

zuerst kurz die Tagesordnung der Zöglinge, dann geht er auf Einzelheiten über, wobei wir vor allem einen Einblick in die erzieherische Tätigkeit des Präceptors erhalten.

„Die erste und vorzüglichste Absicht, die man sich bei Erziehung der Jugend vorsezt, ist, selbe in der wahren Gottesfurcht zu gründen. Diese Absicht zu erhalten, will es 1. ein gutes Beispiel, das man ihnen in allen Stücken geben soll, und auf das sie vielleicht achtsamer, als man glaubt, sind.

2. Wahre Grundsätze, die man ihnen von Religion, von Sittlichkeit, von Ehre, von Politik einflößt. Man wird gut tun täglich einen solchen ihnen vorzusagen und sie darüber zu belehren. Redt oder tut einer falsch, so soll er zuerst überzeugt und erst beim Rückfall gestraft werden.

3. Genaue Zucht, die man ihnen angedeihen läßt. Man kann keinem trauen, aber ohne Grund muß man nicht rasen. Die böse Laune, die man zeigt, ruft Verachtung, verbittert mehr und glücket selten.

4. Gute Bücher, die man ihnen von verschiedenen moralischen Gegenständen in die Hände gibt. Aber hierinfallt ist der präceptorische Fundum noch abgehenden Mondes (d. h. es sind noch wenig solche Bücher da).

5. Durch katechetischen Unterricht, den jeder Professor alle Freitage in der Schul und Herr Präceptor am Sonntag nach Mittag vor dem Nachtessen haltet.

6. Durch Wachsamkeit über diejenigen, die mit den Knaben Umgang haben. Denn schlechte Dienerschaft kann oft mehr verderben, als der Präceptor gutmachen, drum will es da wohlachtige Augen.“

Vor allem war es dem Erzieher darum zu tun, bei den jungen Leuten die Ehrbarkeit zu erhalten und zu fördern. „Auf alles, was dieser Tugend entgegen ist, auf freche Reden, Erzählungen oder gar Taten habe ich die Rute gesetzt und habe sie verschiedene Male getreulich austheilen lassen. Alle Monate promulgiere ich dieses Gesetz aufs neue, um Eindruck damit zu machen.

2. Um dieses Laster soviel als möglich zu verhüten, halte ich mich an folgende Mittel: 1. Ich drohe oft; und beim mindesten Anlaß übe ich Schärfe aus, wenn die Geberden nur etwas frech oder die Reden etwas ausgelassen sind, 2. Ich überzeuge alle der Schuldigkeit, die sie selbst im Gewissen haben, diese Fehlritte mir anzuzeigen, weil ich allein mehr als alle Beichtväter sie verhüten kann. Ich verspreche dem, der es gütlich bekennt, auch wenn er sonst strafbar wäre, sicheres Geleit und Unstrafbarkeit. 3. Jede Woche beschicke ich einmal einen Knaben nach dem andern und berede mich kurz heimlich mit ihm, wie er stehe, ob er vergnügt, was ihm mißliebig. Dadurch werden sie gegen mich vertraulich, gegen einander etwas mißtrauisch, und ich bekomme Anlaß, den sittlichen Zustand des Kollegiums näher auszuspähen und ohne daß man die Quelle merkt. 4. Zwei allein lasse ich niemals; es müssen wenigstens drei sein; und sobald ich eine genauere Vertraulichkeit finde, so sende ich die Freunde in allen Umständen. Oft die Zellen, oft das Pult etc. ändern tauget auch zu diesem Endzweck. 5. Das sogenannte Ranzen, so gering es ist, hat seine Taxa. Sobald ein Aufseher, die dahin bestellt sind, einen mahnen, so spannt er im Kreuzgange, wenn die Hochwürdigen Herren zu Tische gehen, kommt er zu oft oder zu ärgerlich, so wächst die Dosis. Bei Zeiten muß man auf das Genie eines jeden acht haben und ihn nach diesem im Zaune und Auge haben. Wenn einer sich aber nach ernstlicher Strafe wieder verfehlet, so zaudere man nicht, seine Eltern zu mahnen und ihn zu entlassen, es mag lang in Italien *contra il costume* tönen oder nicht. Deswegen sagt man es allen Eltern gleich anfangs vor. Die Italiener werden in diesem Stücke immer einen unglücklichen Vorzug haben, der von ihrer Erziehung, von Temperament und Gewohnheit herrührt. — Wenn größere Knaben bei uns sind, so ist die Gefahr auch größer, darum nimmt man selbe nicht leicht an, aus Italien gar nicht. Bei meiner Installierung in die Preceptor habe ich gefunden, daß nur mittelmäßige Fragen mit Frauen-

zimmern aus der Stadt Briefwechsel pflegen und ihnen in der Kirche, beim Spaziergehen fleißig am Wege stunden. Ich vernahm daß ihre Botschafter bald Knaben aus der Stadt, bald Arbeitsleute waren. Das Handwerk ward aber ihnen niedergelegt und ich kundschaffete sie durch ihre eigenen Blicke aus, die sie beim Spaziergehen austeilten und riß den Faden entwei. Personen aus der Stadt ist gar nicht zu trauen, denn sie achten dieses hielands als Kinderei. Dies dient zum richtigen Avviso.“

Diese Aufzeichnungen enthalten im weitem Winke über die Beaufsichtigung der Schlagsäle — jeder Zögling hatte eine mit Vorhängen abgeschlossene Zelle für sich —, des Studiums der Zöglinge, des Stillschweigens derselben. Beim Kapitel, das von den Vakanzstunden und der Erholung handelt, erhalten wir interessanten Aufschluß über die Spiele, wie sie der Jugend erlaubt waren:

„1. Es gibt Sommerspiele, die den Gebrauch des Platzes fordern: 1. Kegeln, es sollen aber wenigstens drei paar sein, für die ganz kleinen, mittlere und große. 2. Kugelstoßen oder Bocca, einige Rise für alle. 3. Armbrustschießen zum Ziel oder Scheiben, aber dies gestattet man nur in Gegenwart des Herrn Preceptors, damit kein Unglück entstehe. 4. Ballenschlagen, oder auch Ballonschlagen; im Garten aber selten, mehr beim Spazieren, denn die Fenster leiden. 5. Mäßige Lauf- und Springspiele.

2. Wir haben Winter oder Hausspiele. 1. Schachspiel, das sehr wohl steht bei jungen Herrchen. 2. Damenspiel, Brettspiel, Steinspiel, alle vielfach. 3. Kartenspiel wird auch zuzeit zur Abänderung gestattet; aber ohne Geld — und selten. 4. Andere Pfandspiele; aber keine, wo großer Lärm, Ranzen und Grobheiten veranlaßt werden.

3. Spazieren geht man alle Sonn- und Feiertage, Dienstag und Donnerstag; im Sommer nach dem Nachtessen, immer alle, wo keiner ohne erhebliche Ursache ausbleibt.

4. Auf die Jagd, Vögelschießen geht man auch zu Zeiten; aber mit mehr als 2 Augen, damit kein Unglück begegne.

Nota bene. Hier ist das große Feld, wo man die Gemütsart und Leidenschaft der Jugend am leichtesten entdeckt und seine Maßregeln darnach ergreifen kann. Der Zorn, der Eigennuß, die Frechheit mögen sich niemals in die Länge zurückhalten; sie strömen hervor und entwickeln sich in den Augen dessen, der auf diese lauret.“

Dem Taschengeld der Zöglinge, ihren Kleidern wird ebenfalls große Sorgfalt gewidmet. Besondere Aufmerksamkeit wendet der Präceptor der Ausbildung in den Sprachen, besonders im Italienischen und Deutschen zu, da immer viele von jenseits oder diesseits des Gotthards kamen, um sich in einer dieser Sprachen besonders auszubilden. Latein war obligat für alle in der Schule, daneben aber wurde noch besonderer Unterricht in Deutsch und Italienisch je Montag, Mittwoch und Freitag erteilt. Zur Erleichterung wurde eingeführt: „1. Daß man einen Tag deutsch, den andern welsch redet. 2. Daß die Deutschen sollen hochdeutsch, die Welschen toscanisch sprechen, damit keiner vom andern Fehler erlerne und jeder in seiner Muttersprache fester werde. 3. Daß Welsche Deutsch tischlesen und Deutsche Welsch müssen, damit jeder gute Aussprache sich angewöhne. 4. Beim Spielen sucht man sie zu vermischen, damit sie ohne Scheu reden und sich die fremde Mundart angewöhnen. 5. Jeder begehrt das Notwendige vom Herrn Präceptor in der fremden Sprache, und dieser erklärt sich auf eben die Art gegen ihn.“

Auch ein „Strafcodex“ durfte nicht fehlen. „Ungestraftheit ist ein Laster, wie die gar zu harte Strenge. Beides schadet, das eine erfrechet, das andere erbittert. Die Rute ist nur auf zwei Fälle gesetzt: 1. auf alles, was gröblich wider die Ehrbarkeit läuft und 2. auf den Starrkopf oder freche Widerspänstigkeit. — Der sogenannte spanische Schilling oder Stockschläge über die Hose können auch ihre Dienste tun. Sonst schlägt man nicht oder nicht ohne große Not. — Die ordinari Taxen sind Spannen, Beten, Studieren, Wassertrinken. — Ich habe es erfahren, daß die Buße mit

lachendem Munde mehr wehe tut oder oft mehr Nutzen bringt, als nur der Zorn. — Allemal soll man suchen jeden seiner Fehler zu überzeugen, und ihn des Bessern zu belehren, alsdann hat eine mäßige Buße ihren ganzen Eindruck. — Die Buße muß nicht gar zu gemein sein, sonst verachtet man sie zuletzt und sieget über sie anstatt besiegt zu werden. Keine Buße soll bekannt werden, besonders bei der Stadt, ausgenommen der Fehltritt sei öffentlich und ärgerlich gewesen. Wer sie ausposaunet der hat poenam talionis. — Was nicht wider die Sitten geht, soll alles in Gegenwart aller geklagt, verhört, gekapitelt und gebüßt werden, andern zur Lehr und uns zur Rechtfertigung, daß man nicht auf Spionenart oder Verleumdungen gehet, sondern den offenen geraden Weg. So fand ich es gut.“

Das zweite Schriftstück, das P. Konrad verfaßte, nennt sich „Regolamento organico del Collegio di Bellinzona“ und gibt einläßliche Vorschriften für den Schulbetrieb. Der erste Teil handelt von den Pflichten des Lehrers, der Schule und den Schülern gegenüber, der zweite Teil enthält zuerst die Statuten für das Leben der externen und internen Zöglinge, sowie Anweisungen über das Studium der verschiedenen Fächer und die Verteilung des Lehrstoffes auf die sieben Klassen, die das Gymnasium umfaßte. Außerdem verfaßte P. Konrad einen Prospekt in italienischer Sprache, der in 18 Punkten die Vorschriften für die Schüler und Konvikturen kurz wiederholte, Um deren Approbation durch den Abt zu erhalten und die Drucklegung in Einsiedeln selbst zu veranlassen, reist er im Oktober 1785 eigens nach Einsiedeln.

3. Schriftsteller und Bibliothekar.

Hier in Bellenz wagte sich P. Konrad, angeeifert durch das Beispiel seiner Mitbrüder im Mutterkloster, auf das Gebiet der Schriftstellerei im Dienste der Schule und zwar nicht etwa der höhern Schule, wie man seiner Stellung nach hätte

vermuten können, sondern der Volksschule. Mit seinem „Versuche in Briefen unter jungen Schulfreunden aus einer Enetbürgischen Pflanzschule“ wollte er den „Naturkindern zur Ermunterung etwas zum Buchstabieren, zum Lesen, zum Schreiben und zum Denken in die Hände geben!“ In jenen Zeiten sah es eben in den Schulen mit dem Deutschunterricht nicht zum besten aus. Diesem Übelstande wollte er entgegentreten, denn er spricht sich über seine Absicht selbst in einem der Briefe (III. 13. Brief, pag. 126, II. Aufl.), worin er vom Lesen guter Bücher handelt, also aus: „Ich thue es in der Absicht, die reine Muttersprache zu ersehen, ich den die Vorsehung unter ein deutsches Klima gesetzt, wo man sich mehr Mühe gibt, ein bischen Latein und eine Handvoll Französisch als gut Vaterländisch zu schwätzen. Unsere Mundart ist gar zu ausgeartet, als daß wir mit Anstand vor der deutschen Welt sprechen könnten; und eben darum sind wir so gutmütig, diese Ausländer als unsere Sprachmeister zu verehren. Wären wir geborene Sachsen (Engländer) oder Römer, sagte uns einmal der Lehrer im Anfange der Rhetorik, ich würde euch nun die Kunst richtig zu denken lehren, aber man befiehlt mir jetzt euch bloß die Kunst richtig zu reden vorzutragen, weil wir Schweizer sind.“

Das Büchlein, dessen erster Teil, 159 Seiten umfassend, 1786 bei Johann Schweighauser in Basel, und dessen zweiter Teil, 128 Seiten zählend, im folgenden Jahre ebendasselbst erschien, war aus dem Schulbetrieb in Bellenz selbst herausgewachsen. Dort fanden sich immer ziemlich viele Söhne aus den vornehmen Familien der Lombardei ein, die Deutsch lernen wollten, andererseits hatten sich auch die deutschsprachigen Zöglinge im Deutschen weiter auszubilden, wobei der Lehrer wohl auf die großen Mängel in der diesbezüglichen Vorbildung aufmerksam wurde. „Man gab Kindern, Knaben, Jünglingen, nach Maßgabe ihres Alters und Fortganges einige simple Aufgaben zum Briefschreiben an, sie arbeiteten, der Lehrer feilte aus, man legte Alles zusammen, und so entstund unvermerkt gegenwärtiges Bändchen“.

schreibt der Autor in seiner Vorrede. Unter den Briefen finden sich nicht wenige, die er z. T. den Söhnen Landamanns von Hettlingen und diese an ihn geschrieben hatten. Seit 1782 besuchten Anton und Karl, denen sich später auch Werner anschloß, das Gymnasium in Bellenz. „Ich bitte Sie recht schön“, schrieb er am 22. Mai 1785 an Karl, „um einige von meinen Briefen, heißen Sie, wie sie wollen, ich möchte die gern in die Censur nehmen und hernach dem Druck anvertrauen. Von ihren und Antons werden auch darinnen stehen.“ Dieses ganze Jahr beschäftigte er sich sehr lebhaft mit der Abfassung dieses Büchleins, hegte aber dabei noch andere, weitausschauendere Pläne, wie er am 11. Dezember 1785 wieder an Karl von Hettlingen schreibt: „Des Herrn Wernis Brief soll ins Buch der Lebendigen eingetragen werden. Ich gieße es jetzt ganz um, und von jeder Materie sind immer drei Briefe; keiner wie der andere. Ich hoffe es gefalle der Welt, und ich hoffe es vor dem Herbst zu haben. Bekommt es Beifall, so schreibe ich mich lahm um Bücher. Eine Vaterlandsgeschichte steckt mir immer im Kopf. Will mir die Welt nichts zu schaffen geben, so will ich ihr zu denken geben. Sterben, ohne daß es mehr als 30 Seelen wissen, daß ich einmal gelebt habe, mag ich nicht. Aut Cæsar aut nihil. So müssen die Soldaten denken, die sich Ehre machen wollen.“ Er fügte aber bei: „Ich rede aber nur mit Ihnen und den Ihrigen diese Sprache und ich will gar nicht böse werden, wenn sie schon diesen Brief ins Feuer werfen. Ich bitte als Bruder.“ Am 14. Juni 1786 konnte er schreiben: „Mein Briefbuch, von dem ich Ihnen schon vor einem Jahre plauderte, ist nun fertig. Ich habe es an einen guten Freund in Luzern geschickt, der es ohne mein Wissen dem berühmten Herrn Professor Zimmermann zeigte. Beide wollen durchaus, daß es ans Licht trete und Zimmermann besorgt selbst den Druck.“

Das Büchlein zerfällt in vier Abteilungen oder Klassen. Die erste Klasse enthält Briefe für Kinder, die die simpelsten Materien behandeln; die zweite solche für Knaben mit

vertrauten Briefen; die dritte solche für Jünglinge, denen zugleich die Antworten beigegeben sind; die vierte endlich Briefe mit kleinen Schilderungen, sowie einige „Umständsbrieft“ d. h. Briefe, die über ein bestimmtes Thema gehen. Zum Schlusse ist eine Anleitung zum Briefschreiben überhaupt beigegeben. Die Themata der einzelnen Abteilungen sind dem Fassungsvermögen der betreffenden Altersklassen gut angepaßt.

P. Konrad gab sein Erstlingswerk anonym heraus. Auch die zweite Auflage, die 1813 unter dem Titel: „Schulbriefe aus den Bergkantonen nebst einer Anleitung zum Briefschreiben“ bei Benziger und Eberle, Kantonsbuchdrucker, 306 Seiten stark erschien, war noch ohne klare Angabe des Verfassers. Als Herausgeber zeichnete nur; „Von einem Landmann C. T.“ Erst die dritte Auflage, die P. Gall Morel 1839 bei Marianus Benziger, Einsiedeln, herausgab, nannte den Verfasser.

Sehr zutreffend bemerkt P. Gall Morel in der Vorrede zu dieser letzten Auflage: „Abt Conrad zeichnete sich durch ungewöhnliche Leichtigkeit und Gefälligkeit des Talentes und durch tiefes Naturgefühl aus. Da sich aber beides in Briefen am glänzendsten zeigen kann, so erscheint vielleicht in diesen Kinderbriefen das innere eigentliche Wesen des Verfassers noch deutlicher als selbst in dessen großen aszetischen Werken.“ Über den innern Wert der Briefe urteilte der gelehrte Herausgeber: „Er wird ein schönes, stufenweises Aufsteigen vom Leichtern zum Schwereren, vom Kleinern zum Größern — ein für Gelehrte so höchst schwieriges Anpassen an die Fassungskräfte der Kinder — eine unnachahmliche Natürlichkeit und Leichtigkeit so wie ein tiefführendes Herz finden. Wie tief hat sich der Verfasser in einigen der letzten Briefe in die verschiedensten, seltensten Situationen hineingedacht! Wie paßt seine Schreibart so treffend jedesmal auf den Stand des Schreibenden! Wie zierlich und reizend sind mehrere seiner Schilderungen! Gewiß werden diese Briefe in den Schulen, wo sie etwa Eingang finden nicht nur zur

Bildung der Köpfe, sondern auch der Herzen vieles beitragen. Abt Conrad wird durch diese spielenden Übungen in der Kinderstube, wie durch seine aszetischen Schriften in höhern Kreisen, als erfahrener Lehrer des Guten und Schönen auftreten, und auch hier zur „sittlichen Aufklärung“ beitragen.“

Zur Abfassung einer Vaterlandsgeschichte sollte P. Konrad nicht kommen. Der Beifall aber, den er mit seinen Briefen fand, ermutigte ihn, auf diesem Gebiete weiter zu fahren. Schon 1787 erschienen in Zürich, ohne Angabe des Verfassers und Verlegers, ein neues Werk aus seiner Feder: „Vaterländische Gedanken über die mögliche gute Auferziehung der Jugend in der helvetischen Demokratie.“ Auf diese Arbeit spielt er wohl in der Nachschrift seines Briefes vom 16. September 1787 an Landammann von Hettlingen an: „Ich arbeite an der vollkommenen Ausarbeitung meines kleinen Plans, den ich demütigst mit mir empfehle. Für die Ausführung würde ich gutstehen, besonders zu Schweiz, wo Gelegenheit nicht mangelt.“ Das Manuskript muß er bald hernach nach Schwyz übersandt haben, ohne sein Werk wieder anders als gedruckt zurückzuerhalten, denn „Anton Hedlinger“, der Sohn des Landammanns, zeichnet als Herausgeber. Wie das gekommen, erklärt dieser in der Einleitung: „Ich las neulich diese wahrhaft vaterländische Gedanken von einem guten Freunde, und sie gefielen mir. Da ich aber von der großen Seckte bin, die da glaubt, was uns gefällt, müsse allen andern gefallen, so dachte ich wirklich an die Presse. Vielleicht hatte der Verfasser von weitem die nämliche Absicht; aber da seine Lage, seine Beschäftigungen, und seine Genauigkeit die Sache auf die lange Bank schieben konnten, eilte ich ohne weiters mit meinem Vorhaben. Er wird es mir vergeben, der ehrliche Mann, wenn ich da mehr auf Nutzen meines Vaterlandes, als auf sein Jawort achtete; und das Publikum wird es Ihm vergeben, daß man Ihm nicht Zeit ließ, seine Arbeit, so genauer sein könnte, auszubessern. Hier ist das Gerippe, seine

vollkommene Erschaffung wird hoffentlich auch in seinen Tagen erfolgen.“

„Ein Freund des Verfassers, der das Manuscript las“, begleitete das Werklein mit einem kurzen Vorworte, in dem er darauf hinwies, „daß alles, was darinn vorkommt, nicht aufs allgemeine gehe, sondern bloß auf die Gegenden, Menschen und Sitten, die man vor sich hat, bloß aufs Lokale, dessen Bedürfnis der würdige Verfasser ganz kennt, und die angemessensten Rätthe und Vorschläge zu desselben Nutzen erteilt; wobey seinen reinen patriotischen Eifer, seine Menschenliebe, seine Gelehrsamkeit niemand mißkennen kann, jeder ihm dafür danken muß, der es mit dem Vaterland und der Menschheit wohl meint.“ Der Verfasser dieses Geleitwortes ist kein Geringerer als Aloys von Reding.

Der Verfasser selbst gibt in einer „Einleitung zu einem Erziehungsplan“ die Gründe an, die ihn zur Abfassung desselben bewogen haben. Er ist der Ansicht, „daß die gute Auferziehung unserer jungen Nachkommenschaft das wichtigste Werk des Staates sei, an dem alles liegt und für das sich folglich alles interessieren müsse.“ Er ist ferner der Meinung, „daß der gemeine Bürger in der Demokratie überhaupt, eine noch edlere und bessere Auferziehung haben sollte, als in den übrigen Regierungsformen,“ da hier ja „jeder freie Landsmann an der Regierung selbst Anteil nimmt.“ „Zum dritten behaupte ich immerhin, eine gute Auferziehung im Lande selbst, wo man geboren ist, zu Hause und nicht in der Ferne sei allemal die leichteste, die sicherste, die beste, die man sich ordentlicher Weise vorstellen kann.“ Die Erziehung muß der Eigenart des Landes entsprechen, muß möglichst früh einsetzen und vor allem auf christliche Grundlage gestellt sein, und so hofft er, gute Bürger und gute Christen zugleich heranzubilden.

Der erste Abschnitt handelt „Von der ersten Auferziehung der Kinder, oder vom Unterrichte zu Hause bis zur Schulunterweisung.“ Der Verfasser stellt seine Grundsätze für den sogen. stummen Unterricht des Kindes, wie vom

ersten wörtlichen Unterrichte auf. Dann folgt er dem Kinde Stufe für Stufe in seiner Entwicklung, und gibt immer einläßlich an, welcher Stoff in Religion und in den andern Fächern zu behandeln sei. Von den Volksschulen geht er über zur höhern Schule, zeigt wie der Lateinunterricht beschaffen sein soll. In einem eigenen Abschnitt handelt er sodann von „der eidgenössischen Schule“ oder, wie wir heute wohl sagen würden, vom „staatsbürgerlichen Unterricht“. Der „ökonomischen Schule“ wird ebenfalls ein eigenes Kapitel gewidmet, worin Landwirtschaft, Ackerbau, Viehzucht, aber auch Handel und Gewerbe ihre Berücksichtigung finden. „Die Möglichkeit dieses Erziehungssystems in den demokratischen Staaten“ wird eingehend untersucht sowohl in Bezug auf die nötigen Bücher, als auch die Professoren, die den Unterricht erteilen sollen. Auch die Unkosten werden nicht aus dem Auge gelassen. Als Nutzen dieser Erziehung verspricht er sich: „1. Das gemeine Wesen bekommt hiedurch mehrere aufgeklärte Köpfe, die ihm Ehre machen, und seinen Nutzen und Ansehen befördern werden, die ihm mit Einsicht vorstehen und es mit Ruhm regieren können. 2. Das gemeine Wesen bekommt gelernigere und tractablere Untergebene, die ihre Privatbeziehung auf das Öffentliche einsehen, und sich willig finden lassen, ihre Mitwirkung auf das Ganze zu verwenden. 3. Das gemeine Wesen bekommt neue Quellen des Reichtums, durch die Öffnung verschiedener ökonomischer Einsichten, die nur von Aufklärung abhängen. Die Industrie der Einwohner hängt von der Art zu denken ab und je mehr man nachdenken lernt, umso mehrere Einfälle bekommt man, sein Glück zu befördern.“ Er weiß wohl, „daß eine machiavellische Staatskunst niemals wünschen würde, den gemeinen Mann gar zu aufgeklärt zu sehen. „Je dümmer der Slav, um so ruhiger der Tyrann“ aber in einer Republik liegen die Dinge nicht so. Zum Abschluß macht er noch den „Vorschlag einer kleinen Kriegsschule“. Sodann spricht er von den „Privatkenntnissen, die nur für einige besondere Glieder des Staates

taugen“, vom Reisen, von der Erlernung der Sprachen, vom Bücherlesen, von der Musik, vom Zeichnen und Modellieren, von der Philosophie und Theologie und von der geistlichen Beredsamkeit.

Von besonderm Interesse ist das, was der Verfasser im letzten Abschnitte noch bringt, „Von dem, was sich in meinem Vaterland noch wünschen, aber nur mit der Zeit vollstrecken läßt.“ „Ich bin mit meiner Phantasie so glücklich, daß ich mir alles vorgehende als schon wirklich vorstelle. Nun denke ich auf künftige Zeiten, was unsere klugen Nachkömmlinge noch über das von uns erwarten können. Eine öffentliche Bürgerbibliothek, die sollte mit der Zeit bei uns sein. Die aristokratischen Stände haben schon lange eine gestiftet, und sie tun gut, wenn sie nur guten Gebrauch davon machen. Warum sollen wir aber das Gute, in andern nur loben, und nicht zugleich, wenn es möglich ist, nachahmen? Ich will einen Vorschlag machen, der, wenn er richtig ist, aufs richtige leiten kann.“ Er denkt sich ein Anfangskapital von 100 Doublonen. Aus dem Zins desselben, 5 Doublonen, kauft er „lauter beträchtlichere Werke, jedes um eine ganze Doublone. Folgsam habe ich nach diesem Kalkul in zehn Jahren schon 50 Werke in meiner Sammlung. Jedes Werk will ich nach Maasgabe des Kostens, wohlgebunden nur 3 Töme (Bände) anrechnen, wovon jedes Tömchen 2 gute Gulden kömmt, also bekomme ich in 10 Jahren schon 150 Töme, Und so nach Folge dieses Überschlages haben unsere Nachkömmlinge in 30 Jahren bereits 4500 Töme beisammen; unsere Enkel aber haben in 60 Jahren eine vortreffliche Bibliothek.“ Die Bücher werden gegen ein kleines Entgelt ausgeliehen, so gibt es wiederum Geld, um neue Bücher anzuschaffen. Geistliche und weltliche Herren werden der Bibliothek auch etwas an Büchern oder Geld zuhalten. Der Name jedes Gebers wird im Buche verewigt. Ein öffentliches Register wird überdies die Namen der Guttäter festhalten. Die Bibliothek selber soll in einem oberkeitlichen Gebäude, oder in einem Kloster oder sonst in einer Gegend, die sich

„vor der Gelehrsamkeit nicht fürchtet“, untergebracht werden. Woher aber das erste Kapital? „Über das wird die brave Gesellschaft sorgen, die ich jetzt antreten lasse.“ Damit kommt der Verfasser auf „die vaterländische Gesellschaft“ zu sprechen, die er noch ins Leben rufen möchte, und die „überhaupt auf die gute Erziehung der Jugend, auf die Verbesserung der freien Künste und auf die gänzliche Vervollkommnung unsers Landes ihr Augenmerk richten sollte.“ Nach dem Plane des Verfassers, den er für die Bildung dieser Gesellschaft entwirft, soll es nichts anderes als eine kleine „Gelehrten-Akademie“ sein, die das allgemeine Wohl durch Förderung der Schule und Bibliothek, aber auch die Ausbildung der Mitglieder selber im Auge hat. Mit beiden Vorschlägen ist der Verfasser seiner Zeit um ein Schönes vorausgeeilt.¹

Die Tätigkeit an der Schule in Bellenz, nicht aber jene mit der Feder, sollte 1787 ihr Ende finden. Noch am 29. August dieses Jahres hatte er, nachdem im Mutterkloster einige wichtige Mutationen in den Ämtern stattgefunden hatten, an Landammann von Hettlingen geschrieben: „Die wirkliche Änderung in Einsiedeln gibt mir die Hoffnung, daß ich in Italien grau werden kann.“ Ja es schienen schon damals Gerüchte herumzugehen, daß er in Bellenz selber den Posten eines Propstes erhalten sollte, denn am folgenden 16. September schreibt er an die gleiche Adresse: „Wegen Einsiedeln lebe ich ruhig. Nur ärgert mich ein wenig, daß man mir in Bellenz Ehren und Posten in Zukunft zudenkt, wo mein Herz, mein Wunsch niemals ist. Lieber deutscher Knecht, als welscher Suprior. Doch Zeit kann die Leute und mich ändern.“

Diese Änderung kam rascher als er dachte. P. Konrad muß anfangs Oktober heimgekehrt sein, denn am 10. Oktober

¹ Rektor P. Gall Morel hat im Jahresbericht über die Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria Einsiedeln im Studienjahre 1852/53 dieses „Programm über vaterländische Erziehung“ unverändert zum Abdrucke gebracht.

ging an seiner Stelle P. Pirmin Pfister nach Bellenz ab. Daheim wurde P. Konrad das Amt eines Bibliothekars zugewiesen. P. Konrad fand auch hier die nötige Muße, um sich wiederum schriftstellerischer Tätigkeit hinzugeben. In Verbindung mit seinem Mitbruder und Gehilfen, P. Sebastian Imfeld, verfaßte er eine „Geschichte der berühmtesten Heiligen Gottes“, die aber erst 1793 in der Stiftsdruckerei, 1276 Seiten stark, erschien. Die Verfasser schreiben über ihre Absicht bei der Herausgabe des Werkes: „Wir nahmen diese nicht minder kritische, als beschwerliche Arbeit desto williger auf uns, je nötiger wir es fanden, in gegenwärtigen Zeitumständen den gutgesinnten und heilsbegierigen Mitchristen ein Erbauungsbuch in die Hände zu liefern, das im Stande wäre, ihnen durch die Betrachtung so glänzender Beispiele der Tugenden eine gründliche Frömmigkeit beizubringen, oder sie darin zu bestärken; sie zu den heiligen Übungen unsrer einzig seligmachenden Religion immer mehr aufzumuntern; sie mit den Grundsätzen und den von den Heiligen praktisch und werktätig gezeigten Lehren des Evangeliums täglich bekannter zu machen; sie in der wichtigsten und vortrefflichsten aller Wissenschaften, in der Wissenschaft der Heiligen, welches die Wissenschaft des Heiles ist, zu unterrichten; um sie mit dem Geiste eben dieser Heiligen gleichsam zu beseelen; sie mit eben den Waffen des Glaubens wider die Laster und wider die feurigen Pfeile der Hölle auszurüsten; und sie endlich bei dem so allgemeinen Sturme, den die Hölle mit ihrem so zahlreichen Anhang heute zu Tage auf die Kirche Jesu Christi, auf die ganze Religion, und auf alles, was heilig ist, waget, vor ihrer Verführung zu bewahren, und so viel möglich, sicher zu stellen.“

In einer Zeit, wo der Unglaube, wie kaum je sein Haupt erhebt, wo seine Sendlinge die Welt mit einer wahren Flut von lästerlichen Schriften gegen die Kirche überschwemmen, wo zwar von vielen eifrigen Männern diese Bosheit aufgedeckt worden ist, glauben die Verfasser, weil solche gelehrte Widerlegungen vom Volke gewöhnlich doch nicht gelesen,

oder nicht verstanden werden, am besten durch eine „gute und probehaltige Geschichte der Heiligen“ viele religionsfeindliche Bücher widerlegen zu können. Denn die Erfahrung zeigt, „daß diese Gattung von Schriften dem gemeinen christlichen Volke die angenehmste, die faßbarste und zugleich die überzeugendste zu sein pflegt“. Es gebe zwar alte und neue Werke dieser Art. Aber in den alten werde wahllos alles zusammengetragen, so daß die Religionsfeinde oft gerade aus solchen ungereimten Heiligenleben ihre Angriffswaffen holten oder doch daran ihre Spottlust leßen. Die neuern sind entweder zu teuer oder die Heiligenleben und die daran angeknüpften Ermahnungen sind zu kurz geraten, so daß man vermuten könnte, ihre Verfasser seien mehr darauf ausgegangen, die Ungläubigen nicht zu ärgern, als die Gläubigen zu erbauen. „Zu diesem Ende haben wir die Geschichten unsrer Heiligen aus solchen Quellen hergeholt, welche die Prüfung jeder gesunden und vernünftigen Kritik aushalten mögen, das ist: wir haben entweder selbst den sichersten Denkmälern nachgeforschet, und sie zu prüfen getrachtet; oder solchen Gewährsmännern nachgeschrieben, welche alles, was sie schrieben, nach den wahren Beurtheilungs-Regeln abgewogen und eben darum bei allen katholischen Gelehrten in höchstem Ansehen stehen.“

Ganz besonderes Gewicht verlegen die Verfasser auf die Darlegung der Glaubens- und Sittenlehren, die sie jeweilen im Anschluß an die Heiligenleben bringen. Bei der Auswahl der Heiligen beschränken sie sich auf solche, die sich durch besondere Tugenden auszeichneten. Wundererzählungen wollen sie nicht häufen, „weil ja nicht die Wunder, sondern die Tugenden, das Maß der Größe ihrer Heiligkeit waren.“

Aber über dieser Arbeit vergaß P. Konrad keineswegs seine Schulpläne. Es freute ihn sehr, daß der Coadjutor Dallberg von Konstanz, der spätere Primas von Deutschland, sich lebhaft um dieselben interessierte. In einem Briefe an einen der jungen Hettlingen vom 7. Januar 1788 schreibt er: „Gestern bekam ich von Herrn Hofrat Müller in Meintz (es

ist dies der berühmte Historiker Johannes von Müller, der P. Konrad in Bellenz kennen gelernt hatte] ein sehr verbindliches Schreiben und ein eigenhändiges, sehr schmeichelhaftes Zettelchen von Herrn Coadjutor Dallberg, der nun auch Coadjutor zu Constanz ist. Beide sprechen mir Mut ein, mein System, das ihn sehr edel dünkt, auszuführen, und wenn es nur in einem Dörfchen wäre, sagt Herr Dallberg. Der Verfasser, fährt er fort, gehört nicht unter jene Verbesserer, die wegen dem Schein des Guten, des entfernten Guten, das wirklich fürtreffliche vernichten. Er haltet fest auf schweizer Biedersinn, alte Sitte und Verfassung und auf reinen Christenglauben. Nach anderm sagt er: Wenn er also den Schwyzer und den Christen gebildet, dann wird ihm wohl in Helvetien an Nachahmern nicht mangeln: und dann genießt er, der Verfasser, das süße Vergnügen einem Lande genützt zu haben, das die Verehrung wahrer Menschenfreunde verdient. — So denkt der churfürstliche Mann.“

Mit Hinblick auf die Verwirklichung seiner Pläne fährt P. Konrad dann fort: „Nur Schwyz ist gleichgültig und scheint nicht zu begreifen, daß man ihm nützen will und kann. Der erste Kanton, hoffe ich, wird Zug sein, der sich geneigt erweisen wird, einmal Herr Ammann Kolin gibt großen Beifall und ist tätig. In Schwyz müßte man es so machen: Wenn man nur einmal den Rektor überzeugen könnte, es wäre für ihn gut und ehrenhaft, die lateinischen Schulen blieben den zwei Herren (nur einer müßte etwas anderes vor die Hand nehmen) und daß er selbst daran helfen täte. Kurz ich will einen ausführlichen Plan entwerfen, wie die Sache anzufangen sei. Mit Muße verstehts sich.“

Auch auf einen schon früher gehegten Plan kam der Bibliothekar wieder zurück, wenn er schreibt: „Es ist ausgemacht, daß ich eine Historie von den Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden schreiben werde, aber wann? Noch kann ich es nicht sagen. Die Urheber alles Guten sind die Unbekanntesten in der Eidgenossenschaft. Nein, nein sie sollen nicht länger im Staube modern.“

Aber P. Konrad kam nicht dazu, seine Pläne zu verwirklichen. Seine Gesundheit war überdies stark angegriffen. Im Juni 1789 mußte er auf einen Monat die Bäder in St. Moritz, in der Bündt, aufsuchen. Kaum hatte er sich wieder ordentlich erholt, so wartete seiner eine neue Stellung. Schon am 1. Dezember 1788 hatte er an Landammann Hettlingen geschrieben: „Ich hoffe nicht ohne Gründe, eine neue Schuländerung in Bellenz würde meine Lage ganz ändern, aber die Sache scheint langsamen Fortgang oder gar keinen zu bekommen.“ Ob sich da etwas wie Heimweh nach Bellenz regte? Die Sache nahm allerdings „langsamen Fortgang“, erst im November 1789 fiel die Entscheidung, die P. Konrad wiederum nach Bellenz rief.

4. Propst und Statthalter.

„Da ich morgens aus Gehorsam nach Bellenz wieder verreisen muß,“ schreibt er am 16. November 1789 an Hettlingen. „. . . . Fragen sie nicht, ob ich gern gehe, — der Gehorsam ist mein Geleitsmann und hoffentlich Gott der Führer.“ Die Abreise verzögerte sich indessen, denn erst am 22. November kehrte der bisherige Propst P. Nikolaus Vedani, ein geborener Mailänder, aus Bellenz zurück, da er des hohen Schnees wegen auf dem St. Gotthard 10 Tage zur Heimreise gebraucht hatte. Trotzdem reiste schon am folgenden Tage der neue Propst P. Konrad nach Bellenz ab.

P. Nikolaus, den Abt Beat als einen „rechtschaffenen Haushalter und zugleich wahren Ordensmann“ rühmt, hatte seiner geschwächten Gesundheit wegen um Enthebung von seinem Posten gebeten. Dem Abt fiel es schwer, einen Ersatz zu finden; erst nach vielen Beratungen entschloß er sich, P. Konrad zum Propst zu ernennen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Abt über P. Konrad in seinem Tagebuch: „Dieser Pater ware bevor als Lehrer der jungen Leute in Bellenz gewählt worden, und er hatte auch, so viel uns bekannt, seiner Pflicht wohl entsprochen. Da aber demselben, wie

es uns anscheinend, die Entfernung von dem Gotteshaus, ich weiß nicht warum, niemals recht gefallen wollte, so wurde er zurückberufen, um in unserm Gotteshaus die Bibliothek in eine vollständige Ordnung zu bringen. In seinem Dasein hat er auch unserer Erwartung diesfalls, sowie in allen seinen übrigen geistlichen mühseligen Verrichtungen wohl entsprochen. Dieser Mensch hat fürwahr schöne Talente von Gott erhalten, und wenn er diesen durch Mühe und Arbeit, sondern aber durch ein offenes aufrichtiges Betragen entspricht, so dürfen wir mit Grund vieles von ihm erwarten. Mich dünkte bis dahin, dieser gute Mensch sei von jener Anmerkung des königlichen Propheten noch nicht gänzlich überzeugt oder eingenommen: *Verumtamen universa vanitas omnis homo vivens*. Es scheint mir, daß er sich zuweilen mehr nach dem Charakter derjenigen, mit welchen er sich unterhält, oder äusserte, zu lenken oder zu bilden gedenkt und daß er so gleichsam verschiedene Denkungsart anzunehmen fast notwendig gezwungen wurde. — Wir wollen nun hoffen, und dafür auch Gott bitten, daß dieser liebe Confrater bei seiner Beförderung die Tiefe des menschlichen Herzens näher einsehen werde, und so endlich von sich selbst und anderen überzeugt werden möge, daß auch jener Spruch mit der Wahrheit vollständig übereinstimme: *In imagine pertransit homo.*“

In Bellenz erhielt P. Konrad Gelegenheit, sich in ein neues Gebiet, das der Verwaltung, einzuleben. Er hatte nicht nur die Oberaufsicht über den ihm von früher her vertrauten Schulbetrieb unter sich, sondern mußte auch die gesamte Ökonomie, die nebst den Residenzgebäuden ziemlich große Güter, besonders in Proggero, umfaßte, verwalten. Überdies war er Hausoberer und hatte als solcher die an der Schule wirkenden Patres zu leiten. Damals waren die Patres Jakob Briefer, Pirmin Pfister, Friedrich Nager und Ämilian Gstreithaler in Bellenz.

Über seine Tätigkeit schreibt P. Konrad am 28. März 1791 an Anton von Hettlingen: „Wenn Sie meine Geschäftig-

keit sehen würden, so würde es Ihnen weniger fremd vorkommen, daß ich etwas nachlässig im Briefschreiben bin. Die Nacht selber ist nicht mehr mein; ich muß einen guten Teil davon unserm Archive, das ich einrichte, widmen. Den Tag hindurch bin ich Bauer und Baumeister und Kaufmann und was weiß ich alles. Zu Proggero baue ich eine Weintrotten und eine Küche, und lasse den ganzen Pallast aufbessern. Die Paganinischen Güter habe ich an mich gebracht, nachdem sie meinen Vorfahren so viel Verdruß gemacht hatten, eine Spese von 2800 Kronen. Sehen sie alles, was in der Residenz neues ist; das Neueste daran ist, daß die ietzige Residenz nicht von Einsiedeln Hilfe sucht, sondern auf eigene Kräfte hin arbeitet.“

Im Mai 1791 besuchte Abt Beat persönlich die Residenz, der er immer ein besonderes Interesse entgegengebracht hatte. Er fand dort alles in einem befriedigenden Zustande, wie er selbst schreibt: „Zu Bellenz hab ich Äusseres und Inneres nicht übel erfunden und es scheint mir, der Himmel wolle die Verrichtungen des freilich noch jungen Herren Propsten segnen. Ich empfahl diesem sonders das Heil unserer dortigen jungen Leuten und auch der ankommenden Jugend.“ Als 1793 Klagen einliefen, daß der Unterricht etwas zu wünschen übrig lasse, sandte der Abt gleich zwei seiner tüchtigsten jungen Leute hin, P. Meinrad Wilhelm und P. Beat Nager, indem er P. Friedrich Nager und Jakob Briefer heimberief. 1794 sandte er noch P. Plazidus Sartore hin. So tat der Abt selber, was in seinen Kräften stand, um die Schule zu heben; dem P. Propst schärfte er aber immer wieder ein, daß er für eine getreue, gewissenhafte Beobachtung der Statuten durch die Patres und Studenten Sorge trage.

Der Propst kam diesem Wunsche getreulich nach und erwarb sich so immer mehr die Anerkennung des Abtes. Aber auch um die äussere Sicherstellung der Residenz in den immer unruhiger werdenden Zeiten sorgte der Propst. Am 27. Mai 1795 wandte er sich an die „Hochgeachteten, Hochweisen, Gnädigen Herren und Landesväter von Schwyz“

mit der Bitte, „in Rücksicht auf die großen Auslagen, die Einsiedeln mit der Schule schon gehabt, wie auch um die guten Erziehungsanstalten in diesen schlimmen Zeiten mit ihrem Ansehen zu unterstützen und schließlich, um auch ihm, der es herzlich gut mit der Jugend meine, einen neuen Ansporn zu geben“, folgende Punkte aus landesherrlicher Vollmacht zu sanktionieren: 1. daß die lateinischen Schulen der Residenz laut ihrer Stiftung und wiederholten Erklärungen als eigentliche hoheitliche Schule sollen angesehen werden und es darum verboten sein solle, daß eine andere Schule daselbst errichtet werden dürfe. Daß 2. das Kollegium, weil es ein eigenes Corpus ausmache, bei öffentlichen Funktionen und Prozessionen nach dem Officio und dem Landrat den ersten Platz einnehmen dürfe. 3. daß die Uniform, wie sie die Zöglinge tragen, von niemanden anders getragen werden dürfe. 4. Daß bei den jährlichen Preisverteilungen die Prämien ohne Unterschied der Nation verteilt werden dürften, daß ferner 5. die Konviktooren auch sonst alle gleich gehalten werden, welcher Nation sie immer angehören würden. Daß 6. die externen Zöglinge sich dem Propste oder dessen Stellvertreter in allem, was gute Sitte, Zucht und Studien anbelangt, zu gehorchen hätten, daß sie ebenso die Statuten der Kongregation befolgen, den Professoren Gehorsam und Achtung zu erweisen hätten, widrigenfalls sie öffentlich durch die Obern von der Schule ausgeschlossen werden sollten. Daß 7. die Eltern landesväterlich ermahnt werden möchten, die Lehrer in ihren Bemühungen bestmöglichst zu unterstützen, damit „durch allgemeine Verwendung zum wahren Besten der Jugend, der Religion gute Christen, dem Vaterlande fähige Bürger und den Landesherrn getreue Untergebene immer mehr zuwachsen mögen.“ Sollte darum den Obern in arger Weise der schuldige Respekt verweigert werden oder sollte jemand den Privilegien der Schule sich widersetzen, so sollte der jeweilige Landvogt gehalten sein, hilfreich beizustehen und die Frevelhaften richterlich zum Rechten zu weisen. An neunter Stelle ward um Bestätigung aller

bisher verliehenen Gnaden und Privilegien gebeten. Zuguterletzt sollte der Landrat verfügen, daß diese souveräne Verordnung jeweilen am Tage der Prämienausteilung in Gegenwart des löbl. Syndikats verlesen werden dürfe. Unterm 30. Juni willfahrte der gesessene Landrat der Bitte unseres Propstes, der damit auch für äussere Sicherstellung seiner Schule das Bestmögliche geleistet zu haben glaubte. Die kommenden Ereignisse sollten aber auch im heutigen Tessin innert kurzer Zeit einen Umsturz der Dinge herbeiführen, wie er gründlicher kaum gedacht werden konnte.¹

Der Posten eines Propstes in Bellenz war indessen für P. Konrad nur die Vorbereitung für eine weit schwierigere Stellung. P. Thietland Kälin, Statthalter auf Schloß Sonnenberg, kam im Herbst 1795 für den bereits 75jährigen P. Franz Sales Schädler als Propst nach Fahr. Seine Stelle in Sonnenberg nahm der bisherige Statthalter von Einsiedeln, P. Ildephons Bettschart, ein, da dessen „kränkliche und in diesen bedenklichen Zeitumständen eine etwas zu rasche Leibs- und Gemütsbeschaffenheit“ eine Abänderung anrieten. Als Statthalter von Einsiedeln berief Abt Beat P. Konrad nach Hause und sandte für ihn seinen Vorgänger in Bellenz, P. Nikolaus Vedani, der sich wieder ordentlich erholt hatte, zum zweiten Male als Propst dorthin.

Damit kam P. Konrad auf einen sehr schwierigen Posten, wie Abt Beat selber einmal gelegentlich einer Neubesezung der Statthalterei schrieb: „Da die Verwaltung der Statthalterei eine sehr beschwerliche und zugleich eine sehr verdrießliche und besonders anstößige Verwaltung ist, so wird sich hier gewiß fast niemand glücklich heraushelfen mögen, es sei denn, daß einer nebst einem unermüdlichen Fleiß auch eine sondere Demut, Verleugnung seiner selbst und besonders einen ganz blinden Gehorsam besitze.“ Im weitern

¹ Über Bellenz und auch über die Tätigkeit P. Konrads daselbst vergl. P. Rudolf Henggeler, Geschichte der Residenz und des Gymnasiums der Benediktiner von Einsiedeln in Bellenz. Heft 27 der Mitteilungen des hist. Vereins des Kts. Schwyz, 1919.

schrieb der Abt, der selber einmal diesen Posten bekleidet hatte: „Auch die scharfsinnigsten Köpfe sind vielleicht so nicht jederzeit die glücklichsten Statthalter. Ein einsiedlicher Statthalter muß sich fast notwendig in das auch widrige Naturell des Abtes schicken können; denn zu diesem werden von Freunden und Feinden alle seine Verhandlungen hingebacht. Er muß auch gegen die Obern des Konvents ein ehrerbietiges und zugleich vertrauensvolles Betragen äußern; auch mit den übrigen verschiedenen Beamteten und Confratribus muß er wüssen ein liebevolles Zutrauen zu unterhalten; sogar muß er die Laienbrüder nicht zu verachten gedenken, denn: Mein Gott! auch so und zwar nach unserer hl. Regel muß sogar der Abt selbst bei den Untergebenen sich gleichsam einzuschleichen wüssen: omnibus sic se conformet et aptet . . . etc. Dahero denn auch einen Haushalter oder Statthalter der von dem Geist Gottes erleuchtete Erzvater voraus und vor allen andern Dingen die Fundamentaltugend der Demut anempfiehlt: humilitatem ante omnia habeat. Sine jussione Abbatis nihil faciat. Omnia mensurate faciat.“

Wenn also Abt Beat P. Konrad auf diesen Posten berief, dann hoffte er gewiß, daß der neue Statthalter seinen Wünschen entsprechen würde. Und doch war dies wenigstens in einer Hinsicht, wie sich bald zeigte, nicht der Fall. Zum Abschluß des ersten Rechnungsjahres (1796) des neuen Statthalters schreibt nämlich der Abt in seinem Rechnungsbuche: „In diesem Jahr, bei welchem freilich eine außerordentliche Theurung aller Articeln und auch einige Unglück eingefallen, hat uns der neuaufgestellte P. Statthalter Conrad Tanner nicht nur nichts eingebracht, sondern wir haben Selbem aus der Abtey hilfreiche Hand leisten müssen.“ Der Abt fügt aber bei: „Vielleicht mag auch hier das alte Urteil unserer Vorfahren Platz haben, daß nemlich jede Abänderung in den Statthaltereien mit großem Nachteil des Gotteshauses zu geschehen pflüge.“ In letzterer Bemerkung liegt gewiß viel Wahres, denn ein jeder Statthalter hatte sich

eben in das weitschichtige Verwaltungsgebiet neu einzulieben. Zu den Obliegenheiten eines Statthalters gehörte damals die Verwaltung der gesamten äußern Stiftsökonomie im Bezirke Einsiedeln: „ihm unterstanden die Stiftskanzlei, das Zinswesen, die gesamte Landwirtschaft, der Marstall, das Viehwesen, die Milchwirtschaft, Forstwesen, Weg und Steg, soweit das Stift sie zu unterhalten hatte, die Gebäulichkeiten, Werkstätten, das gesamte Fuhr- und Transportwesen und demgemäß fast das gesamte Dienstpersonal. Er war Mitglied der Session, führte im Namen des Stiftes die Kontrolle über die Krämer, Wirte, Metzger, Bäcker, über den Verkauf von Wachs und Edelmetallen und verteilte im Namen des Abtes die Schweigen, so oft sie ledig wurden.“¹

Zu diesem Umstande kam aber noch für den neuen Statthalter, daß sich damals, wie es übrigens Abt Beat auch andeutet, in der Schweiz immer mehr die Einwirkungen der in Frankreich vor sich gegangenen Umwälzungen nicht nur auf politischem, sondern ebenso sehr im wirtschaftlichen Leben geltend machten. Schon 1794 machte sich großer Mangel an Salz und Mehl fühlbar. 1795 verbot die Zürcher Regierung die Ausfuhr von Getreide aus ihrem Gebiete, durch welche Verordnung das Stift empfindlich getroffen wurde. Dazu kam, daß das Stift fortwährend viele französische Emigranten zu erhalten hatte und daß es von auswärts immer wieder um Geldanleihen angegangen wurde. Der Vieh- und Holzhandel gingen flau und so kam es, daß der Statthalter anstatt Geld in die Abteikasse liefern zu können, daselbst Geld entleihen mußte. Daß es dem Abt unter solchen Umständen schwer fiel, auch da noch mit Geld auszuhelfen, ist leicht erklärlich.

Weit schlimmer aber gestalteten sich die politischen Verhältnisse. 1794 regten sich die unzufriedenen Bauern in den Gemeinden am Zürichsee; ihnen folgten 1795 die Unter-

¹ P. Odilo Ringholz, P. Isidor Moser etc., pag. 59/60.

tanen des Abtes von St. Gallen, die 1797 von neuem sich erhoben. In Kaltbrunn regten sich auch die Gotteshausleute von Einsiedeln, wurden aber bald wieder ruhig.

Mit dem beginnenden Jahre 1798 setzten größere Unruhen ein. In Baselland, in der Waadt ergriff der Freiheitschwindel zuerst die Köpfe. Frankreich hatte dabei die Hand im Spiel. In Luzern kam es zu einer Verfassungsänderung, Zürich und Schaffhausen gewährten ihren Untertanen freie Gleichberechtigung. Die St. Gallischen Stiftslande erklärten sich für unabhängig vom Abte. Die Tagsatzung mußte den gemeinen Herrschaften die Freiheit schenken. Den Umstürzern kam Frankreich mit Waffengewalt zu Hilfe und damit war der Untergang der alten Eidgenossenschaft vollendete Tatsache. Bern, Freiburg, Solothurn mußten den fränkischen Truppen die Tore öffnen.

Auch in Einsiedeln regte sich zu Beginn 1798 der neue Geist. Wenn auch die Waldstatt in keinem eigentlichen Abhängigkeitsverhältnis mehr zum Kloster stand, so waren doch gewisse Lasten und Verpflichtungen da, die man gerne los geworden wäre. Einige Unzufriedene schürten überdies im geheimen und so bildete sich allmählich eine gewisse Mißstimmung, die im Kloster nicht verborgen bleiben konnte. Daß man von da aus diesen Forderungen einer neuen Zeit so rasch entgegenkam, wie es tatsächlich geschah, darf mit Fug und Recht auf Rechnung unseres Statthalters gesetzt werden. Nebst dem Pfarrer, P. Marian Herzog, besaß er vermöge seiner Stellung am meisten Fühlung mit dem Volke. Abt Beat, auf die Bewegung aufmerksam gemacht, ersuchte Ende Januar den Rat, man möchte allfällige Beschwerden vorbringen. Auf dies hin erklärte der Rat, daß man sich mit Fug und Recht über nichts beschweren könne; immerhin würde man gerne sehen, wenn gewisse Lasten in Wegfall kämen. Es kam zu einer Aussprache und in der Folge unterbreitete das Kloster den Waldleuten einen Vorschlag, worin ihren Wünschen in weitgehendem Maße Rechnung getragen wurde.

P. Konrad hatte für die Vorgänge ein offenes Auge, scheute aber auch vor einem freien Worte nicht zurück. Das zeigte sich deutlich, als es Mitte März 1798 hieß, Abt Beat von Einsiedeln habe das Land verraten wollen. Der Freund P. Konrads, Karl von Hettlingen, trat damals eine Reise nach Süddeutschland an. Abt Beat gab ihm Schreiben an höhere Beamte in Konstanz mit, die mit dem Stifte gut bekannt waren. In einem derselben, an den Regierungspräsidenten von Summerau, hieß es: „Die katholische und noch fromme Schweiz wünschte, aber eben auch vielleicht zu spät unter die kaiserliche Beherrschung treten zu mögen.“ Hettlingen wurde auf seiner Reise in Bubikon bei Küsnacht angehalten, konnte aber im Augenblicke der Gefangennahme die Briefe noch zerreißen. Es gelang aber den Zürchern deren Inhalt doch zu entziffern und gleich begann man von einem Landesverrat durch den Abt zu schreien. Schwyz, Luzern und Glarus wurden sogleich von dem Vorfalle in Kenntnis gesetzt. Besonders in Schwyz war die Bestürzung groß. Abt Beat gab eine feierliche Erklärung ab, daß es ihm vollständig ferne gelegen, kaiserliche Truppen in die Schweiz rufen zu wollen, daß er damit nur sein Gotteshaus habe empfehlen wollen. Ungleich schärfer schrieb freilich sein Statthalter an Hettlingen in Schwyz: „Ich kann nicht sagen, was unser Fürst in seinen Briefen geschrieben hat; aber wenn er auch hundert mal mehr geschrieben hätte, so hätte er es gewiß in Furcht und Angst getaen, ohne Überzeugung, daß der Kaiser weder helfen sollte noch wollte noch konnte. Ich habe den Fürsten über alles gefragt, und wenn ich in Küßnacht hätte reden können, so hätte ich ohne Bedenken alles erklärt, was der Fürst getaen und die unverschämte Art zugleich, mit der man in diesem Stücke verfahren ist. Einen vorgesezten Herrn vom Kanton Schwyz sezt man, wie einen Landesverräther ohne hinlänglichen Grund ein; Briefe an Minister öffnet man und Antworten von den ersten Hofräten in Constanzt trägt man zur Schau herum. Ich weiß nicht, was die Regierung, wenn sie dieses sollte inne werden, dazu redete oder täte.“

Im gleichen Briefe schreibt P. Konrad: „Ich muß es bekennen, wir sind von angesehenen Herren ermahnt worden, auf guter Hut zu stehen. Man hat uns auch, wenn alles sollte zu Grunde gehen, guten Empfang und Aufnahme angeboten. Dafür danken wir den guten Freunden: aber kein Mensch denkt daran, und man ist entschlossen, mit unserm lieben Vaterlande alles Schicksal zu teilen. Wenn auch der Fürst, welches ich nicht wußte, einige wenige Pretiosa geflüchtet, so hat er ja klug gehandelt, und nichts getaen, als was man wirklich zu Toggenburg, zu Herisau, in der Stadt St. Gallen und in allen Handelsgeschäften getaen. — Nein nein, wir wollen gewiß nicht mit dem Schelmen davon. Wir könnten ja dermalen nicht flüchten, weil alle Benachbarte Wachen und Spionen unterhalten. Ich, für mein Ort, bleibe zu Einsiedeln, wenn sonst alle weg müßten und will mich in alles schicken. Als Schwyzer bin ich geboren, als Schwyzer will ich leben oder sterben. (Brief vom 19. März).

Damit gab P. Konrad seiner Stimmung und der seiner Mitbrüder zugleich Ausdruck. Man dachte damals gar noch nicht ans Fliehen, denn man hielt es schlechthin für ein Ding der Unmöglichkeit, daß Gott die Gnadenstätte den Händen seiner Feinde überlasse. Indessen glaubte gerade unser Statthalter natürliche Vorsicht und Klugheit nicht außer acht lassen zu sollen. Schon im Vorjahre, als der Propst von St. Gerold, wie gewohnt, Roß und Wagen schickte, um die sogen. Einsiedlerkäse abzuholen, riet P. Konrad, man möchte das Wertvollste aus dem Kirchenschatze nach St. Gerold in Sicherheit bringen. Aber davon wollte niemand etwas wissen. Als aber die schwyzerische Landsgemeinde den 16. April 1798 beschloß, alles eher zu tragen, als das Ochsische Büchlein anzunehmen, wußte man im Schwyzerlande woran. Es galt nun den Kampf um Sein oder Nichtsein.

Schwyz hatte schon im Januar den Abt ersucht, für die Verproviantierung des Landes mit dem nötigen Getreide helfen zu wollen. Abt Beat blieb nicht müßig. Sein Statt-

halter sorgte für die Beschaffung desselben. Am 31. März konnte dieser nach Schwyz berichten, daß man bereits 1000 Säcke bezahlt habe. Davon wurden 200 nach Schwyz geliefert. . . „Wir fanden es nicht für gut, dermal mehreres zu liefern, damit es in Einsiedeln selbst, wo alles aufmerksam ist, nicht großes Aufsehen mache, und damit man, wenn ich es sagen darf, auch im Kanton auf fremde Hilfe hin nicht schläferig werde, Vorsorge zu treffen.“ „Seien sie versichert“ fügt P. Konrad an Karl von Hettlingen bei, „daß man von unserer Seite gewiß ehrlich zu Werke gehen wird, und daß sich unser Fürst als wahrer Patriot zu bezeigen, gesinnt ist“. Das Unglück wollte aber, daß Abt Beat, um die Verwirrung in diesen Tagen voll zu machen, krank wurde. Ein schwerer Ohnmachtsanfall am 18. April und dauerndes Unwohlsein verhinderte ihn an jeder Arbeit. Dem Drängen seiner Patres nachgebend, ging er am 21. April nach den Leutschen, um dort in ländlicher Stille Ruhe und Erholung zu suchen.

Die ganze Last der Geschäfte ruhte nun auf dem Statthalter. Schwyz hatte gerade damals um Stellung von Pferden und Lieferung von Geld ersucht. „Man verlangt von uns eine große Summe Gelds und 16 Pferde. Ich habe 12 Zugpferde im ganzen Vermögen ohne die tragenden Stuten und die Füllen. Nun kann man sich leicht vorstellen, daß man beim Landsturm in Einsiedeln auch Führen braucht und daß unser Volk auch müsse besorgt werden. Unterdessen will ich gern beim Landsturm halbe Fuhr nach Schwyz schicken und helfen was ich kann. — Vom Geld weiß ich soviel, daß unserm Fürsten, wenn er nur jedem Capitularen 10 Doublonen Aussteuer auf die Reise oder zur Unterhaltung geben will, ihm an baarem kaum 4 oder 500 Lds. zurückbleiben. Von dieser Summe will er noch gern, wenn es sein muß, 300 Doublonen nach Schwyz schicken“. So schrieb der Statthalter den 19. April an Aloys Reding und fügte bei: Alles wolle Geld, für Getreide habe man 1700 Doublonen ausgegeben, die Gefälle bleiben aus, all das versetzte „das Kloster in eine

solche Lage, die niemand glauben würde, als der, so sie alle Tage sieht, empfindet und in den Rechenbüchern behaltet. Wir können gewiss, auch wenn wir wollten, kein baares Geld ins Ausland flüchten. . . . “ Aber man ist bereit, auch Wein zu liefern, ja der Statthalter erklärt sich für seinen Teil bereit, „sobald die wahre Not da ist, auch das vorrätige Silber aufzuopfern und wenn man sieht, daß man wirklich in mannbare Verteidigung des Vaterlandes etwas beispringen kann, so wird die Gefahr selber unsere Liebe zur Heimat und unsere wahre patriotische Denkungsart uns sinnreich machen, alles zu tun und alles zu leiden, was Umstände mit sich bringen können. . . “ Aber er fügt auch bei: „Freilich muß ich von der Brust weg reden, daß unsere Einsiedler es nicht gestatten würden, daß man das Kloster lebendig erben wollte; unterdessen erkennen wir die Pflicht, die wir haben, zum allgemeinen Wohl alles Mögliche zu tun, weil wir noch Bürger sind und es ewig zu sein wünschen. Nur schade, daß unser Geldseckel nicht so voll als unser Willen und unser Wunsch ist.“

Als aber die Kriegskommission unterm 22. April ihre Bitte um Geld in dringendster Form erneute, mußte P. Konrad erklären, daß es ihm vorderhand vollständig unmöglich sei, zu den 300 bereits gesandten Louisdor noch mehr zu geben. Er habe in Zürich versucht, Geld aufzunehmen, aber keines bekommen. Innert dreier Tage seien sechs Gemeinden zu ihm gekommen, die alle Geld wollten, um gegen die Franzosen ziehen zu können. „Unterdessen, wenn die Cassa erschöpft ist, so kann man nichts mehr auslegen und ich entließ alle mit der Ueberzeugung, daß, wo man tut, was man nur immer kann, kein vernünftiger Mann mehreres von uns erheischen wird. Aus eben diesem Grunde kann ich nicht fassen, daß Ihr Volk, wider uns laut zu murren anfangen sollte, als täten wir nichts für das Vaterland. Entweder wissen einige gar nicht, was wir bishin getaen, und diese können wir belehren; oder andere fassen nicht, was wir tun können, was in unsern Kräften ist, und diese will

ich gern durch Aufdeckung aller ökonomischen Umstände auferbauen. Unser Bauer ist redlich genug, daß er sich von unserer Ehrlichkeit überzeugen läßt und nichts Unmögliches von guten Nachbarn, von Eigentümern und tätigen Bürgern erheischt. — Ich schicke hier zugleich die Offizierspatente, die ich nach Ihrem Verlangen in Eil drucken ließ. Was ich nur kann, was immer möglich, das werde ich allzeit mit Freuden tun. Wenn sie wüßten, was uns dieser Krieg schon kostet, so würden Sie auch leicht einsehen, warum wir kein Geld mehr haben.“

Auch über eine kriegerische Aktion, die er selber leitete, gibt P. Konrad Bericht: „Gestern abens (23. April) kam uns der Bericht, daß einige hundert Zürcher gegen die neue Schweitzerschanz anrückten. Ich nahm 40 Jäger bis an die Schindellegi, ließ Halt machen und ritt mit unserm Vogt gegen die Schanz zu recognoszieren. Zuletzt, da wir um 12 Uhr den Vogt Kümmlj besprachen, merkte ich aus allem, daß die Zürcher Furcht vor uns haben und wir Furcht vor den Zürchern; lächerlicher Furchtkampf! Unterdessen muß man doch etwas Vorkehrung treffen, sonst könnte aus dem Gespaß Ernst werden. Hier ist alles wachbar, und wenn ich beim Volke sein kann, so tun alle Kugel nichts.“ — P. Konrad kam freilich nicht mehr dazu, sich persönlich an militärischen „Exkursionen“ zu beteiligen. Er hatte im Stifte selber vollauf zu sorgen und zu befehlen. Schwyz, das die 300 Doublonen in Empfang genommen hatte, bestand ungestüm auf weiteren Geldlieferungen. So mußte der Statthalter suchen, neue Geldmittel flüssig zu machen. Es gelang ihm endlich, noch weitere 700 Louisdor aufzutreiben, die er gleich nach Schwyz sandte, zugleich wiederholte er sein früheres Angebot, alles Silber zur Verfügung stellen zu wollen. Die Regierung könne auch auf die Klosterbesitzungen Sonnenberg und Freudenfels Geld aufzunehmen suchen. Zu all dem war es zu spät. Die Ereignisse folgten sich Schlag auf Schlag und innert wenigen Tagen hatten sich die Geschicke des Klosters und des Kantons entschieden.

In diesen letzten Tagen entfaltete P. Konrad eine unermüdliche Tätigkeit. Er war besorgt, daß die wertvollsten Sachen des Kirchenschatzes fortgeschafft wurden, daß die ältern Patres bei Zeiten sich auf die Flucht begaben. Er sorgte am 1. Mai noch für die Rettung des Gnadenbildes, blieb aber selber auf dem Posten bis zuletzt. Schließlich mußte aber auch er sich gleich seinen Mitbrüdern auf die Flucht begeben, denn unter den obwaltenden Umständen, vor allem bei dem gewaltigen Haß der Franzosen gegen Kloster und Gnadenstätte schien es zu gewagt, daß auch nur einer, zumal von den Offizialen des Gotteshauses zurückbleibe. Einzig P. Martin du Fay de Lavallaz, ein geborener Walliser, der vor seinem Eintritt ins Kloster Offizier in französischen Diensten gewesen war, blieb zurück. Man hoffte, durch ihn, der der französischen Sprache und Sitte vollständig kundig, wenigstens das Schlimmste, die Zerstörung des Gotteshauses abwenden zu können.¹

5. In der Fremde.

Statthalter P. Konrad war einer der letzten, der am 2. Mai, als nach mehrfachen Alarmnachrichten der Einzug der Franzosen endlich mit aller Bestimmtheit zu erwarten war, das Gotteshaus verließ. Auf welchen Wegen und in welcher Begleitung er zu seinen Mitbrüdern, die fast durchwegs ins Vorarlberg gezogen waren, gelangte, wissen wir nicht. Doch steht fest, daß auch er zuerst nach Feldkirch sich wandte. Schon am 12. Mai ließ er sich indessen in Bregenz einen Paß nach Meersburg, Konstanz und Schaffhausen ausstellen. Am 14. Mai passierte er Meersburg und ging nach Konstanz. Längern Aufenthalt nahm er sodann, wie aus den spärlich erhaltenen Nachrichten zu schließen ist, teils im Kloster Petershausen, wo sich noch mehrere seiner Mitbrüder be-

¹ Vergl. P. Rudolf Henggeler, Das Stift Einsiedeln und die französische Revolution. Sonderabdruck aus der Wochenbeilage „Feierstunden“ des „Einsiedler Anzeiger“.

finden, teils in Oberstaad am Untersee. Abt Beat beauftragte ihn und P. Isidor Moser, der sich ebenfalls in Petershausen befand, mit der Kurie von Konstanz über die Besiedelung des alten Benediktinerstiftes auf der Reichenau zu verhandeln. In diesem Stifte, das seit 1541 dem Hochstifte Konstanz einverleibt war, befanden sich damals nur mehr wenige Ordenspriester aus süddeutschen Klöstern, die mit der Besorgung des Gottesdienstes betraut waren. Da Abt Beat bei Zeiten darauf denken mußte, seine Patres, die unmöglich den Winter über in St. Gerold, Feldkirch und Bludenz bleiben konnten, gehörig zu versorgen, beschloss er, von Konstanz die Erlaubnis zu erhalten, das Inselkloster besiedeln zu können. Die Widerstände, die sich dem Vorhaben entgegenstellten, waren aber zu groß. „Wir mögen es betrachten wie wir wollen,“ schrieb P. Konrad am 10. Oktober 1798 an den Abt, „so scheint es, Reichenau sei für uns unmöglich zu bekommen, weil man in Constanz in einer sehr gefährlichen Lage sich befindet. Man sagt in Constanz öffentlich, sie fallen an die Schweiz, und das Domkapitel werde in diesem Falle nach Reichenau gehen. Andere sagen, Reichenau und Öningen (ebenfalls dem Hochstift gehörend) werden aufgehoben, damit das Domstift seine Schuldenlast zahle. Andere wollen, die Regierung von Meersburg, Superior in der Reichenau und andere nicht für uns geneigte Herren, arbeiten wider uns, um uns nicht einnesten zu lassen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so ist doch gewiß, daß man uns nicht will und daß man uns aufzögert, bis der Winter vorbei ist.“ Am 13. Oktober machte indessen P. Konrad einen Besuch auf der Reichenau, der ihn wieder mit etwas mehr Hoffnung erfüllte. Der dortige Superior schien ganz für ihn und den Plan zu sein. Das letzte Wort habe der Coadjutor Dalberg, der jetzt in Wien weile, schrieb er dem Abte. Es gehe auf der Reichenau die alte Prophezeiung, daß das Kloster sein Licht aus der Schweiz bekommen werde.“ Schließlich zerschlugen sich aber alle Unterhandlungen am schlechten Willen der Kurie.

Wie P. Konrad am 10. Oktober dem Abte schrieb, wollte er und P. Heinrich Keiser, der als Statthalter auf Schloß Freudenfels Lebensmittel nach Oberstaad geschafft hatte, wo er mit P. Konrad, P. Ignaz Gehrig und drei Laienbrüdern einige Zeit gelebt hatte, nun, da auch sie in Oberstaad unmöglich überwintern konnten, sich im Kloster Grüningen, „wo arme aber brave Klosterfrauen“ waren, nach einem Winterquartier umsehen. Sollte sich doch noch eine Möglichkeit finden, die Reichenau beziehen zu können, so wäre man da in der Nähe und auch er gerne bereit, jedem Rufe zu folgen. Nur nach Petershausen möchte er nicht gehen, weil er in der Reichenau oder in Grüningen seinen Studien obliegen möchte. Er versuchte zwar im November 1798 in die Schweiz hinein zu kommen, denn die Verwaltungskammer des Kantons Linth teilte dem Direktorium mit, daß sich „der mit den Mönchen von Einsiedeln entflohene Konrad Tanner, ehemaliger Statthalter des Klosters Einsiedeln“ um die Erlaubnis bewerbe, sich im Lande wieder niederlassen zu können. Wie das Direktorium am 29. November 1798 antwortete, hatte man erst an den Regierungsstatthalter des Kt. Waldstätten geschrieben und in Glarus sollte man den Mann unterdessen beobachten, bis weiterer Bericht eingetroffen sei. Jedenfalls wurde keine Erlaubnis gegeben, denn von einem Aufenthalte P. Konrads in der Schweiz verlautet nichts.

Unterm 14. Februar 1799 ließ sich P. Konrad Tanner von Tannegg, wie er in den Pässen genannt wird, in Konstanz einen Paß von da aus „in das Reich und dann auch mit hoher Kaiser. Königl. V. Oe. Präsidialbewilligung nach Schwäbisch-Oesterreich und in das Tirol“ ausstellen. Ob damit eine Reise nach Augsburg zusammenhängt, für die ihm am 7. März 1799 vom K. K. Hauptquartier in Mündelheim eine Bewilligung auf acht Tage gegeben wurde, und welchen Zweck diese Reise hatte, wissen wir nicht.

Als die Franzosen am 25. März 1799 bei Stockach geschlagen worden waren, drangen die Kaiserlichen vom 21. bis 23. Mai über den Rhein in die Schweiz vor. Sogleich

war auch P. Konrad, der aller Wahrscheinlichkeit nach in Grüningen überwintert hatte, bereit, nach der Schweiz zurückzukehren. Schon am 22. Mai erwirkte er sich von General Hoße im Hauptquartier von Maienfeld einen Paß, der ihm erlaubte, die Vorposten ungehindert passieren zu dürfen, um nach Einsiedeln zurückzukehren. So rasch, wie er geglaubt, sollte P. Konrad allerdings nicht nach Einsiedeln kommen, denn die Franzosen hielten sich daselbst bis zum 7. Juni. Erst am 15. Juni trafen die ersten Patres, darunter natürlich P. Konrad, in Einsiedeln ein. Über die vorausgehenden Kämpfe berichtete er in einem interessanten Brief am 15. Juni dem Abte, der damals noch in St. Gerold weilte, dann aber bald nach Petershausen und Freudenfels kam. Über die Zustände in Einsiedeln selber schreibt er: „Den 16. lasen unsere Herren auch in Einsiedeln die hl. Messe und wir übernachteten in Kanzlers Haus, weil es im Kloster unmöglich ist. Auf den Abend resignierte der constitutionierte Pfarrer (P. Meinrad Ochsner O. Cap.) sein Amt in unsere Hände. . . Heut lasse ich im Hof einige Zimmer ausbuzen, die abscheulich aussehen, damit wir sie morgen beziehen und wieder im Kloster logieren können; es ist kein Schloß im Convent und nur 3 im Hof, folglich lasse ich einstweilen einige alte anschlagen, um auch sicher zu schlafen. Das Volk nimmt uns mit Freuden auf, und wenn ein Dußend Schurken weniger wäre, so wäre Einsiedeln freudig zu bewohnen.“ Er bat unterdessen um Zusendung der nötigen Effekten und um Sendung eines Organisten, da die Einsiedler nach einem solchen verlangten; im übrigen möchten vorderhand noch wenige kommen. Den Abt ersucht er dringend um einen Besuch bei Erzherzog Karl in Kloten.

Über die rastlose Tätigkeit, die P. Konrad in den folgenden Tagen im Kloster, wo alles seiner Leitung unterstellt war, entfaltetete, berichtet er selber seinem Abte am 4. August: „Nun laß ich an den Herrn Zimmern im Convent mit allem Nachdruck arbeiten. Es ist sauber nichts mehr im ganzen Kloster, kein Schloß, kein Stuhl, kein Laden, und da und

dort sogar keine Wände an den Mauern. Nun ist also der Zeitpunkt, wo man alle Zimmer ganz gleich machen kann, ohne daß der Religios von einem in das andere zu begehren oder Neuigkeiten darin zu suchen mehr Anlaß haben soll. Ich habe eines machen lassen zur Probe; anständig, aber nichts wider die Armut, säuberlich, aber religiosisch, nur das Notwendige, und nichts Überflüssiges. Da es allen hiesigen Herren so gut dünkt, so hat Herr Propst (P. Mathäus Ackermann von St. Gerold) und ich alle Zimmer im untern Gang dem Schreiner Fuchs verdinget, alle gleich zu machen und zwar so geschwind als möglich. Nur habe ich die größte Mühe Läden aufzutreiben, und Bruder Adelrich weiß nicht, wie er mit den Schlössern zu Recht kommen will. Da und dort erfragt man noch etwas vom Alten im Dorf, aber sehr wenig, weil das Mehrste ins Zürchergebiet vertragen worden. In Gottes Namen es ist schon so, und Eure Hochfürstliche Gnaden werden es mit Augen sehen, daß man in Einsiedeln eine ganz neue Art anfangen muß, um zu dem Seinigen zu kommen“.

Am 5. August erhielt P. Konrad durch General Jellachich von Wollerau aus Bericht, daß ihn die Gemeinde Reichenburg angegangen habe, „zur Handhabung der Ordnung und Aufrechterhaltung der Geseze und Gerechtigkeit ihnen einen obrigkeitlichen Beamten von Seite des fürstl. Gottshauses Einsiedeln wie ehemals beizugeben. Diese Gemeinde, die seit 1370 eine Herrschaft des Klosters bildete, war auf die dort entstandenen Unruhen hin von Abt und Kapitel am 12. März 1798 für frei und unabhängig erklärt worden. Der General ersuchte nun P. Konrad, einen Beamten des Gotteshauses hinzusenden, der für Ruhe und Ordnung Sorge. Am 8. August begab sich P. Konrad selber nach Reichenburg, und nahm hier von den Bewohnern den Eid der Treue und des Gehorsams entgegen, den sie freudig leisteten. Die Urkunde vom 12. März 1798 wurde ihm wieder ausgehändigt. General Hotze unterstützte P. Konrad auch in der Zurückforderung der gestohlenen Sachen. Aber die Sicherheit, derer man

sich in Einsiedeln erfreute, war nicht groß. Die Franzosen beunruhigten die Gegend immer wieder, Darum mißriet auch P. Konrad auf Anraten des General Jellachichs dem Abte, weitere Patres oder gar geflüchtete Sachen nach Einsiedeln zu senden.

Am 14. August setzten die Franzosen zu neuen, größern Kämpfen an und schon am nämlichen Tage fielen ihnen Dorf und Kloster Einsiedeln wieder in die Hände. Mit den meisten Dorfbewohnern flohen auch die Patres. P. Konrad zog über den Eßel, um dem in Freudenfels weilenden Abt die Kunde von dem Vorgefallenen zu bringen. Nach der für die Kaiserlichen so unglücklichen Schlacht bei Zürich, 25. September, sah sich der Abt in Begleitung von P. Konrad gezwungen, wiederum die Schweiz zu verlassen. Er ging zuerst nach Oberstaad, und als sich die Lage nicht besserte, nach Petershausen. Im Oktober beauftragte Abt Beat P. Konrad und P. Johann Nepomuk Weber, das Gnadenbild und die übrigen geflüchteten Sachen u. a. auch das Haupt des hl. Meinrad wieder nach Tirol zu flüchten. Man hatte sie, als sich die Lage zu bessern schien, aus Tirol zurückgebracht und sich bereits angeschickt, das Gnadenbild wieder nach Einsiedeln zurückzubringen, als der Umschwung eintrat. Am 16. Oktober 1799 wurde P. Konrad in Feldkirch ein Pass nach den K. K. Staaten ausgestellt, am 23. Oktober befand er sich bereits auf der Reise über den Arlberg. Seinen ersten Aufenthalt wählte er im Kapuzinerkloster zu Imst, „teils weil ich wusste, daß die Tiroler die Geistlichkeit auf jeden Fall hin beschützen, und teils, weil ich selber meine Tage in der Stille zubringen wollte“.¹

Während er die Kisten mit den Pontifikalornaten in der Bibliothek versorgte, behielt er das hl. Haupt seines Taufpatrons, das Gnadenbild und die Kiste des Fürsten, wo die

¹ P. Konrad Tanner in seinem „Kurzen Bericht der Wanderschaft des hl. Meinrad und des Gnadenbildes in und außer Tirol von Anno 1798“ (A. W 3 C 26), welchem Bericht wir auch das Folgende entnehmen.

Kapitalien darin lagen, aus verschiedenen Beweggründen neben seinem Strohsack in der Zelle. Er durfte mit keiner Silbe verraten, welchen Schatz er bei sich führte, sonst hätte er durch nichts verhindern können, daß das Volk die Aussetzung des Gnadenbildes verlangt hätte. Er genoß die Gastfreundschaft der Väter Kapuziner „quasi unus ex illis“, bis im Mai 1800. Da nötigten ihn die kriegerischen Ereignisse zu weiterer Flucht. Kreishauptmann Pfrundler von Sternburg machte ihn auf die Größe der Gefahr aufmerksam und teilte ihm auch mit, daß er noch am selben Tage alle Pferde requirieren müsse. So konnte P. Konrad noch zwei Wagen aufbringen und rasch sich weiter machen. Nur dem guten Paß, den ihm jener Herr ausgestellt, hatte er es zu verdanken, daß man ihm nicht unterwegs die Pferde auf öffentlicher Straße ausspannte. Ferdinand, Graf Bissingen, der dem Kloster gutgesinnte Statthalter in Innsbruck, gab ihm am 17. Mai einen Paß nach Linz. Vorerst aber ging P. Konrad nach Hall, wo er seine Sachen der Obhut Franz Josef von Aichinger's anvertraute, von dem P. Konrad schreibt: „Dieser Mann ist mir unvergeßlich, denn ein Bruder könnte nicht ehrlicher und freundschaftlicher sein“. Er selbst war etwa vier Monate beim Ratsherr Maderer zum Schwarzen Adler. Es schien ihm vorderhand nicht rätlich, nach Linz zu gehen, „weil man an den Grenzen Österreichs alles öffnet, weil in Linz die bekanntesten Logen sind — und weil ich dachte, mein Paß werde bei den Jakobinern bald kundbar sein, welches auch geschah.“ Nach Hall kam auch Werner von Hettlingen mit seinen geflüchteten Sachen, der von hier nach Linz ging. Schon verbreitete sich in Linz die Kunde, der Statthalter von Einsiedeln sei dahin gekommen; man forschte nach ihm, natürlich ohne ihn zu finden. Aichinger sorgte dafür, daß die Kisten, die P. Konrad mit sich führte, dem Bürgermeister Fritz von Buol in Bruneck im Pustertal zukamen, der sie in seine Obhut nahm. Nur das hl. Haupt, das Gnadenbild und die Kapitalbriefe behielt P. Konrad bei sich. Als man ihn versicherte, daß in wenigen Tagen das Inntal den Franzosen

übergeben würde, entschloß er sich, mit seinen Schätzen und P. Isidor, der nun bei ihm weilte, über den Brenner zu ziehen. Aber es waren keine Pferde mehr zu erhalten. „Ich eröffnete also in der Not auch dem frommen Adlerwirt, daß ich die Mutter von Einsiedeln flüchten müßte. Weinend gab er mir seine zwei Hauptpferde und einen großen Leiterwagen, auf dem wir bis Mattern fortfuhren. Da ich aber dort keine Fuhr haben konnte, zu Steinach auch keine, weil alles für die Regierung und Prinzessin requiriert war, so kam der Knecht des Adlerwirts *præsumpta licentia* bis auf den Brenner, wo wir sehr spat anlangten. Am Morgen fanden wir wieder keine Pferde, und nicht einmal einen Ochsen, wie ich nachforschte. Der Knecht kam also noch weiter, bis wir ein Privatpferd für die Kisten antrafen, wir aber zu Fuß laufen mußten bis Sterzingen. Von dort fuhren wir bis Mittlerwald, wo Herr Isidor nach Brixen, und ich nach Mühldorf ins Pustertal schwenkte. In Mühldorf mußte ich einen Grätler, wie sie solche Leute heissen, oder einen Bettler, mit einem Wägelein, er im Gestell und ein Esel voraus als Fuhrmann bis Brunegg nehmen. Bergauf mußte ich helfen stoßen und bergab halten — und auf der Ebene vor Hitze fast verschmachten.“ In Brunegg wollte er im Sternen absteigen, aber seine Fuhr und verstaubten Kleider nahmen ihm allen Kredit. Erst als sich Herr von Buol einfand, da galt er alles. Dieser Mann hatte für die bereits übersandten Sachen aufs trefflichste gesorgt. P. Konrad selber blieb drei Monate dort. Hier erhielt er von der oben erwähnten Prinzessin durch Baron von Krontal die Einladung, nach Wien zu kommen; aber seiner drei großen Kisten wegen konnte er dem Rufe nicht folgen. Als es hieß, die Franzosen rückten auch nach diesen Gegenden vor, mußte er weiter flüchten, zunächst nach Einuß, in der Nähe der Grenze von Kärnten. Als General Bachmann seinen Tochtermann, den Sohn des Landammann Müller von Glarus, samt seinen Effekten und Geldern nach Klagenfurt schickte, konnte P. Konrad in dessen Kutsche nach Linz fahren, nachdem er die drei Kisten einem Fuhrmann

übergeben, der sie an Kaufmann Oberhuber in Linz bringen sollte. „Herr Oberhuber, der reichste Kapitalist, Kaufmann und Großpediteur in Linz, war nun der Mann und Freund, dem ich wegen dem Gnadenbild am meisten zu verdanken hatte. Er war zu arg, als daß er nichts wegen meiner Bangigkeit merken konnte, war zu bescheiden, als daß er mich darüber hätte fragen wollen, war zu guter Freund, als daß er nicht alles hätte wagen wollen.“

Als die Franzosen in Steiermark und Kärnten einrückten, bot auch Linz keine Sicherheit mehr. Daher sandte P. Konrad seine ihm anvertrauten Heiligtümer und Wertschriften mitsamt den Kapitalien und Kostbarkeiten Oberhubers nach Triest, wo der Bruder Oberhubers wohnte. Glücklicherweise passierten die Güter. In Triest wurde alles im Hause eines Protestanten verborgen, wo kein Mensch das Gnadenbild von Einsiedeln vermutete. P. Konrad selber blieb vorderhand in Linz. Als dort die Franzosen während eines Waffenstillstandes einrückten, war er entschlossen, falls die Not oder ein neuer Kriegsausbruch es erheischte, ebenfalls nach Triest zu fliehen und von dort „im desperatsten Falle“ mit seinen Sachen nach den Sieben Inseln zu segeln. Als aber im Februar 1801 der Friede von Lunéville geschlossen wurde, reiste P. Konrad nach dem Kloster Wilten bei Innsbruck. Oberhuber ließ die Sachen aus Triest zurückkommen und sandte sie ihm nach. Fritsch von Buol übersandte ebenfalls die ihm anvertrauten Kisten mit den Ornaten und so kam vorerst alles nach Wilten, wo P. Konrad selber etwa acht Monate blieb. Da kam der Einsiedler Marstaller, um die Sachen wieder über den Arlberg zu holen. Nur das Haupt seines hl. Taufpatrons nahm P. Konrad selber mit sich über den Arlberg und traf mit ihm am Vorabend des St. Meinradstags (20. Januar 1802) in Bludenz ein. „Ich bekenne es, mit Lebensgefahr hätte ich diese 3 Kisten gerettet — aber ich muß und kann nicht leugnen, daß ich oft große Furcht ausgestanden habe.“ „Schon in Einsiedeln“, so schließt P. Konrad seinen Bericht, „ehe die liebe Mutter in Bludenz war, hatte

ich vielen Kummer und Anstände, die man noch nicht weiß, auf meiner Reise viele Sorge und Trost — hoffentlich in meinem Todsbette auch noch viel Hilfe und Erbärmnis, um die ich täglich seufze.“

Mit der Rückkehr nach Vorarlberg kam ein ruh- und rastloses Wanderleben zum Abschluß. Begreiflich, daß die Gesundheit P. Konrads stark gelitten hatte. Er sollte auf dem ruhigen Posten, den er nunmehr erhielt, sich ausruhen können. Kurz nach seiner Rückkehr nach Bludenz wurde er zum Pfarrer von St. Gerold ernannt und so sollte er in der Einsamkeit des Walsertales in einer Pfarrei, die keine 200 Seelen zählte, die nächsten Jahre verbringen. Damit war er den Ereignissen in der Schweiz und in Einsiedeln etwas entrückt, nahm aber deswegen nicht weniger innigen Anteil daran. Mit welchem klarem Blick er in die Zukunft schaute, geht aus einem Briefe hervor, den er am 7. März 1802 seinem in Kremsmünster weilenden Mitbruder P. Jakob Briefer sandte: „Ich bin seit fünf Wochen aus dem Tirol hier und weit lieber hier, als ich dormalen in Einsiedeln wäre. Unser Fürst ist mit einigen Auserwählten im Kloster unter der Vormundschaft des sogenannten Kalbermättlers (Jos. Schädler, der von der helvetischen Regierung als Verwalter der Kloster-güter eingesetzt worden und der durch sein kluges Vorgehen die schwierige Lage, in der sich die ersten Patres in Einsiedeln befanden, um vieles erleichterte) der im Namen der Nation die Verwaltung hat. Bis gegen Ostern erwartet man die Auferstehung der Toten und ein anderes Leben. Amen! Zum wenigsten bis dort muß es sich aufklären, was aus uns werden solle. Ich bin aber für mein Ort überzeugt, daß wir existieren und unser mehrstes Eigentum wieder bekommen werden, und das umso gewisser, weil, wie die Zürcher-Zeitung meldet, ein Schluß vom obersten Senat ergangen sein soll, daß jedes Kloster unter dem Kanton, in dem es liegt, stehen soll. Wenn also der Kanton Schwyz uns zu sich bekommt, so leben wir — aber wie? Das weiß ich nicht. Die Jurisdiktion wird gläublich wegfallen, aber das

Übrige, bilde ich mir ein, wird ohne Zweifel wieder an uns kommen, welches das Wesentlichste ausmacht. Gewisses läßt sich noch gar nichts sagen, weil die Schweiz noch sehr unruhig und nicht vergnügt ist.“

Aber auch in St. Gerold sollte man nicht lauter ruhige und vergnügte Tage haben. „Mir scheint, der Aufschluß über unser künftiges Schicksal“, schrieb P. Konrad am 30. Mai 1802 an Abt Beat, „hange nicht sowohl von der Schweizerregierung, als von dem Saecularisationsplan in Europa ab. Gehen die deutschen Klöster nicht gänzlich zu Grunde, so will ich glauben, daß auch in der Schweiz keine allgemeine Unterdrückung statthabe, und geschieht in Helvetien keine allgemeine Aufhebung der Ordensgeistlichen, wie in Frankreich und Cisalpinien, so hoffe ich immer, unser Kloster werde noch aus vielen Gründen eines von den ersten beibehalten werden.“

Während die Schweizerklöster von der Säkularisation unberührt blieben, wurde gerade St. Gerold davon betroffen. Durch den sogen. Reichsdeputationshauptschluß wurde 1803 dem Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Nassau-Oranien-Dillenburg sämtliches Eigentum des Klosters Weingarten zugesprochen. Dazu gehörte auch die Herrschaft Blumenegg, innert deren Grenzen St. Gerold lag. Diese kleine Besitzung wäre übersehen worden, hätte nicht eine dem Kloster übelwollende Persönlichkeit darauf aufmerksam gemacht. So erhielt der Fürst auch diese. Er wartete aber die Bestätigung des Beschlusses durch den Kaiser nicht ab, sondern nahm schon am 17. Oktober 1802 seine Beute in Besitz. Die damals in St. Gerold weilenden Patres — es waren neben Propst P. Mathäus Ackermann und unserem P. Konrad noch P. Joachim Ackermann, Benedikt Zelger, Ulrich Dorer und Br. Josef Weber — erhielten eine Pension. P. Konrad erhielt, weil er noch das Pfarreinkommen hatte, nur 100 fl. Erst nachdem er nachgewiesen, daß sein Einkommen keineswegs ausreiche, wurden auch ihm, wie den übrigen, 300 fl. verabreicht.

Schon am 23. Juni 1804 ging indessen St. Gerold an Österreich über. Anläßlich der Huldigung der Grafschaft Blumenegg an Kaiser Franz II., den 7. November 1804, hielt P. Konrad in Thüringen eine Rede an das Volk, die bald darauf in Bregenz im Drucke erschien. Nach dem Preßburgerfrieden kam St. Gerold mit Vorarlberg und Tirol 1806 an Bayern, fiel aber 1814 zufolge der Bestimmungen des Wienerkongresses wieder an Österreich zurück.

6. Der Schriftsteller.

P. Konrad benutzte die unfreiwillige Muße, die ihm die Zeitumstände boten, zu einer sehr reichen schriftstellerischen Tätigkeit. Insbesondere waren die Jahre 1799—1802 literarischen Beschäftigungen gewidmet. Sobald er sich wieder an einem Orte niedergelassen, nahm er gleich die Feder zur Hand. Kaum war er Ende Oktober 1799 von Bludenz nach Imst gekommen, schrieb er hier vom 1.—8. November seine „Gedanken über den Freiheitsbaum“, die später unter dem Titel: „Kurze Gedanken für die jetzigen Zeiten an die braven, biedern Tiroler“ im Drucke erschienen. Darin handelt der Verfasser 1. Von dem Freiheitsbaum, 2. Von der neumodischen Freiheit, 3. Von dem, was Gott zu der neuen Freiheit sagt, 4. Von der Gleichheit, die man sich vorstellt, 5. Vom unglücklichen Schweizer zum kläglichen Beispiele für den biedern Tyroler, 6. Vom Turm zu Babel, dem Bild des neufränkischen Revolutionssystems, und 7. Vom Rettungsmittel gegen die ansteckende Seuche. Aphorismenartig werden die einzelnen Punkte beleuchtet und dem Verständnis des gewöhnlichen Volkes nahe gebracht. Ein Beispiel aus dieser kleinen Schrift kennzeichnet und charakterisiert den Verfasser aufs beste:

I. Von dem Freiheitsbaum. Warum hat euch Gott verboten, daß ihr nicht von jedem Baume des Paradieses essen dürfet? Gen. 3, 1.

Die Schlange fragte die Eva, warum sie von dem Baum der Wissenschaft nichts essen dürfen, und lachte über ihre

Leichtgläubigkeit. „Ihr werdet nicht des Todes sterben.“
Gen. 3.

Der Illuminat fragt die Völker, warum sie den Freiheitsbaum nicht leiden wollen, und schmäht über ihre Dummheit. „Ihr werdet wie Götter sein.“ Ebend.

Die Schlange und der Illuminat haben gleiche Absichten, fast gleiche Gründe und sehr ähnliche Wirkungen in Verführung der Menschen.

Der Baum und seine Früchte sind schön von Weitem anzusehen und reizen; sie sind angenehm im ersten Geruche, und verführen; „Die Frucht schien gut zum Essen“; sie sind voll Aufklärung in der Folge, und scheinen glücklich zu machen; „Eure Augen werden aufgetan werden.“ Ebend.

Eva und wir in ihr haben die unseligen Früchte des ersten Baumes erfahren; Gott verhüte, daß wir die schrecklichen Wirkungen des zweiten Baumes nicht mehr fühlen müssen!

Der Freiheitsbaum ist schön dem Aussehen nach für kindische Leute, die nichts denken; — alles Neue gefällt ihnen.

Er ist angenehm dem Geruche nach für schlechte Leute, die nichts zu verlieren haben; — einige Niederträchtige hoffen etwas dadurch zu erhaschen.

Er ist der Tod im Genusse für Alle, die ihn bisher hatten; — denn Besseres kann und will er Niemanden geben.

Er zeigt an, was er nicht hat.

Er verspricht, was er nicht halten will.

Er gibt, was andere nicht tragen können.

Er zeigt Freiheit an und er ist mit der größten Sklaverei verbunden.

Er verspricht Glückseligkeit und er richtet allen Wohlstand, wo er hinkommt, zu Grunde.

Er gibt nur Verderben und Niemand kann sich mehr davor schützen, wenn er einmal im Besitze ist.

Verkostet, wenn ihr wollet, die traurigen Früchte des Freiheitsbaumes und ihr werdet wie Götter sein, wie die Götter der alten Zeiten:

frei wie die Götter, die man schnitzelt, wie man sie haben will;
reich, wie die Götter, die nichts um sich haben, als was man
ihnen gern anlegt;

glücklich wie die Götter, die man abgenutzt in Rauch auf-
gehen läßt.

Also stelle ich euch den neumodischen Freiheitsbaum vor, als
den Baum der wahren Knechtschaft unter dem Namen
der Freiheit;

den Baum der größten Armut unter dem Namen der
Gleichheit;

den Baum des gewissesten Untergangs unter dem Na-
men der Aufklärung.¹

In Imst begann P. Konrad bereits am 4. November 1799
auch an seinem großen Betrachtungswerk zu arbeiten. Er
schrieb damals seine „Gedanken, zu Betrachtungen über die
vornehmsten Festtage unseres Herrn und Heilandes Jesu
Christi“ (Mscr. 821, Großfolio, 260 S.) nieder, an welchen
Band sich am 1. Februar 1800 ein weiterer Band; „Kurze
Gedanken zu Betrachtungen über die vornehmsten Feste der
allerseligsten Mutter und Jungfrau Maria“ anschloß. Am
1. April 1800 folgten die „Gedanken zu Betrachtungen über
die Festtage der Heiligen Gottes“. (Mscr. 820, Großfolio, 340
Seiten.) Während die beiden ersten Teile vollständig aus-
gearbeitete Betrachtungen enthalten, finden sich im dritten
Teile vielfach nur mehr Entwürfe dazu, mit kurzer Angabe
der Betrachtungspunkte.

P. Konrad selber konnte sich nicht entschließen, dieses
Betrachtungswerk herauszugeben. Erst unter seinem Nach-

¹ Das Originalmanuscript befindet sich in Codex 824 der Manus-
criptensammlung des Stiftes Einsiedeln. Dasselbe stimmt mit dem vor-
handenen Druck (Sammelband X 233 der Stiftsbibliothek) vollständig
überein. Ein Titelblatt fehlt, nur eine handschriftliche Bemerkung: von
Conrad Tanner 1834 (!) bezeichnet dieses 40 Seiten umfassende Heftchen
als sein Werk. Es scheint uns fraglich, ob wirklich, wie P. Gall Morel
bemerkt 1832 (!) noch eine neue Ausgabe, die nach ihm von 16 auf 32
Seiten erweitert worden wäre, herauskam.)

folger und wohl auf dessen Anregung hin erschienen die „Betrachtungen auf die Festtage des Herrn und der Heiligen“ 1830 in zwei Bänden bei dem Verlag der Kranzfelderschen Buchhandlung in Augsburg und Lindau. Der Herausgeber bemerkt wohl mit Recht: „Vollkommenheit und Vollendung traute der Verfasser dieser, wie seinen übrigen Schriften selbst niemals zu und konnte es auch nicht; weil er alle seine Werke nur in freien Stunden, aus Liebe zur Beschäftigung und zunächst nur für eigene Erbauung und Belehrung eilig niederschrieb, ohne daß er nachher Zeit nahm oder hatte, sie mit Muße auszuarbeiten. — Das war auch die Ursache, warum er alle frühern Schriften nur wie abgedrungen, diese und einige andere aber, aller Zudringlichkeit seiner Freunde ungeachtet, nie in Druck geben wollte.“ Diesem Drängen der Freunde wollte der Herausgeber entgegenkommen, aber „zugleich wollte man dadurch der unermüdlischen Tätigkeit des Seligen, der selbst bei seinen andauernden und sehr beschwerlichen Krankheitsumständen, immer las, immer schrieb, und die weitschichtige Correspondenz seines Amtes fast bis zum letzten Tage seines Lebens selbst führte, ein kleines Denkmal der Verehrung seines Verdienstes und des Dankes setzen.“

Während des Aufenthaltes in St. Gerold und seiner Tätigkeit als Pfarrer daselbst gab P. Konrad aber sein Hauptbetrachtungswerk im Drucke heraus. Dasselbe war ebenfalls während seines Exils entstanden, da aber das Originalmanuscript nicht mehr vorhanden, läßt sich nicht näher angeben, wo und wann er die einzelnen Partien schrieb. — „Betrachtungen zur sittlichen Aufklärung im neunzehnten Jahrhunderte sowohl für Geistliche als Weltleute“ nannte er dieses großangelegte Werk. Über sein Entstehen schrieb der Verfasser selbst: „Der Verfasser schrieb es während seiner traurigen Auswanderung im Tyrol, dessen Bewohnern er hier seinen Dank und Hochachtung widmet. Er wollte dadurch seine ruhigern Stunden nicht ganz ohne Nutzen für sich und für andere verloren gehen lassen. Seine Hilfsquellen

waren die Bibel und sein Brevier, die ganze Bibliothek, die er mit sich führte.“

In vier Teilen betrachtet der sterbliche Mensch, was er zu bedenken hat, der fehlerhafte Mensch, was er zu meiden hat, der reumütige Mensch, was er zu verbessern und der tugendhafte Mensch, was er zu üben hat. „Alles zusammen in reife Überlegung und treue Ausübung gebracht, sollte, wie man hofft und einzig wünscht, eine Art von sittlicher Aufklärung bey jenen, die zum Reiche Gottes noch fähig sind, hervorbringen. Man wird daher in diesen Werken weder eine zierliche Schreibart noch erhabene Beredsamkeit, sondern nur die einfache Sprache der Rührung und des Herzens suchen, die Sprache eines Herzens, das seinen sittlichen Zustand fühlt und sein künftiges Schicksal bei sich ernsthaft überlegt. . . . Der geneigte Leser wolle also diese Arbeit mehr nach ihrer Absicht, als nach der Ausführung beurteilen. Einige werden diese Betrachtungen als Predigten ansehen. Doch sind sie es nicht: wohl aber können sie den Anlaß zum Predigen geben. Andere werden sie als gar zu lange Lesungen für die Weltleute halten. Auch diesem Fehler, wenn es ein Fehler ist, wird in den nachfolgenden Teilen hinlänglich abgeholfen werden. Dem sei es nun, wie es wolle: wenn die ehrwürdige Geistlichkeit einige Erleichterungen im Vortrage des Wortes Gottes, wenn der fromme Weltmensch einen Antrieb zur Vollkommenheit in Beherzigung der großen Wahrheiten darin findet, dann ist das Ziel davon erreicht und der Arbeiter im Weinberge ist, wie er es wünscht, hinlänglich belohnt.“ [Aus der Vorerinnerung zum ersten Bande.]

Das Werk erschien bei Nikolaus Doll in Augsburg und zwar 1804 der erste Teil; Der sterbliche Mensch; 1805 des zweiten Teiles erster Band: Der fehlerhafte Mensch (das Allgemeine der Sünde); 1806 der zweite Band des zweiten Teiles (das Besondere der Hauptsünden); 1807 der dritte Teil: Der reumütige Mensch und 1808 der vierte Teil: Der tugendhafte Mensch.

Bei Herausgabe des dritten Teiles hatte der Verfasser bemerkt: „Man hätte sehr gewünscht, noch einen besondern Band, der schon im Manuscript liegt, von der künftigen Besserung beizufügen. . . . Um aber die Kostspieligkeit dem Verleger und dem Käufer zu ersparen, wird diese Schrift, wenn es Gottes Wille ist, separat im Drucke erscheinen.“ P. Konrad kam selber nicht mehr dazu, die Drucklegung zu besorgen. Sein „Nachfolger und Verehrer“ Cölestin Müller gab 1831 bei Josef Thomas Kälin in Einsiedeln diesen zweiten Band des dritten Teiles: „Von der künftigen Besserung“ heraus.

Was die Betrachtungswerke von P. Konrad vor allem ansprechend macht, ist nicht bloß die ungeweine Klarheit und Faßlichkeit, mit der er die tiefsten Wahrheiten behandelt, die zwingende Logik, mit der er die ernstesten Wahrheiten vorbringt und den Leser gleichsam zu deren Beherrschung und Befolgung zwingt, sondern auch die große Wärme und Innerlichkeit, die tiefe Ueberzeugung, die man aus jeder Zeile herausliest. Wohl wird er hin und wieder etwas breit, auch Wiederholungen waren bei einem so großangelegten Werke kaum vermeidlich, aber all das vergißt man, ob dem Reichtum und der Fülle der Gedanken, der fließenden und angenehmen Sprache, in der P. Konrad ein Meister. Gewiß man darf nie vergessen, was der Verfasser in der Vorrede zum 2. Teile sagt: „daß das ganze Werk auf einer bangen Flucht und im Ausland geschrieben worden; — ein Umstand, der jedem vernünftigen Leser begreiflich macht, daß wo das Herz selten ruhig war, der Kopf auch seine Launen leiden mußte. An Ausarbeitung war nicht zu gedenken, weil nachfolgende Amts- und Berufsgeschäfte die Zeit zu andern Arbeiten unumgänglich forderten; aber weder jener, welcher da pflanzt, noch jener welcher begießt, ist etwas, sondern Gott, der das Wachstum gibt.“

Ein Zeitgenosse urteilte über das Werk P. Konrads: „Des seligen Tanners Zusprüche stürmen einem Waldstrome gleich in die Seele des Menschen, und schrecken ihn auf

in seinem Sündenschlummer, und reißen alles nieder, was die Welt und der Satan in derselben aufgebaut, und geleiten mit fester Hand und meist auf rauher Bahn, der Religion des Kreuzes gemäß, den Christen an die Pforte der Ewigkeit. Wir haben die Gewißheit, daß wenn seine geistlichen Schriften unter den Zeitgenossen auch nicht so sehr verbreitet sind, wie sie es verdienten, die Nachwelt ihm ihr Recht angedeihen lassen und ihren Verfasser in die Zahl der vorzüglichern Asceten reihen wird. („Der Katholik“, Zeitschrift, Bd. 23, Bl. 100; zitiert im Vorwort zu den Betrachtungen auf die Festtage des Herrn und der Heiligen, I. Band.)

Als Pfarrer von St. Gerold verfasste P. Konrad noch eine Schrift, die speziell für seine Standesbrüder berechnet war. „Bildung des Geistlichen durch Geistesübungen“ nannte er das zweibändige Werk, das 1807 in der Martin Veith- und Michael Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg erschien. Wie er mit seinem großen Betrachtungswerk das gesamte Leben des Christen zum Gegenstande nahm und der Reihe nach alle christlichen Wahrheiten auf dasselbe in Anwendung brachte, so wird hier das Leben des Priesters nach seinen verschiedenen Richtungen hin behandelt. Auf jeden Tag dieser, auf acht Tage berechneten Geistesübungen entfallen vier Betrachtungen, die vom Beruf zum Priestertum, vom Priester in seinen Berufsgeschäften, vom Priester im Umgang mit der Welt und in seinem Privatstande u. s. w. handeln. Diese Betrachtungen fanden wohl die beste Aufnahme. 1846 besorgte P. Athanasius Tschopp bei Gebr. Karl und Nikolaus Benziger die fünfte Auflage, die freilich nur mehr einen Band umfaßte. Zwei Jahre zuvor waren sie auch durch Abbé Benard, Direktor des Pensionates von Pénétrange ins Französische übersetzt und bei Mothon in Lyon in zwei Bänden herausgegeben worden.¹

¹ L'Ecole du Prêtre sanctifié dans la Retraite. Traduit de l'Allemand de Conrad Tanner, Abbé de Notre-Dame des Eremites.

Von den Werken, die P. Konrad in dieser Zeit noch verfaßt hatte, gab sein Nachfolger Abt Cölestin Müller, neben den bereits erwähnten, noch zwei heraus, nämlich: „Predigt-Entwürfe über die Evangelien in der Fasten, über mehrere sonntägliche Evangelien und über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre als dritter Band zu den Betrachtungen auf die Festtage des Herrn und der Heiligen“ und „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände sowohl für Geistliche als Weltleute“. (Erschienen 1832 bei Josef Thomas Kälin in Einsiedeln.)¹

Einmal an die Spitze des Klosters gestellt, fand der Abt naturgemäß nicht mehr die nötige Zeit, um auf diesem Gebiete tätig zu sein. Eine einzige kleine Arbeit ging noch aus seiner Feder hervor und zwar in den Tagen vom 24. Juli bis 3. August 1816: „Flüchtige Gedanken über die Standeswahl, als Leitfaden für die studierende Jugend“; ein Beweis, daß der Abt auch in seinen spätern Jahren seine alte Liebe zur Jugend nicht verloren hatte. Auch diese Arbeit ist in Form von Betrachtungen angelegt. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über Zweck und Sinn des menschlichen Daseins werden die einzelnen Stände kurz behandelt und Winke und Wege für die zu treffende Wahl gegeben. Das Schriftchen verdiente auch in unsern Tagen noch jungen Leuten in die Hand gegeben zu werden, um so mehr, als es nie im Drucke erschien.

Die asketischen Werke P. Konrad Tanners verdienen umso größere Beachtung, als sie gerade in einer Zeit erschienen, in der wir einen argen Tiefstand des religiösen

¹ 1838 gab ein katholischer Priester in Regensburg bei G. Joseph Manz aus dem zweiten Band des zweiten Teils: Der fehlerhafte Mensch, die Betrachtungen über die Hoffart und den Geiz separat heraus („Der Aufruhr gegen Gott oder die Sünde der Hoffart und ihre zerstörenden Wirkungen in der Menschheit. Dargestellt von dem frommen Abte Konrad Tanner in Einsiedeln, mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt,“ und „Der Verräther des Reiches Gottes oder das Wesen des Geizes und dessen verderblichen Wirkungen in der Menschheit.“ (Dargestellt von dem frommen Abte K. T. etc.)

Lebens zu verzeichnen haben, als selbst von kirchlicher Seite, — es sei nur an Wessenberg und seine Richtung erinnert — einer Vertiefung des religiösen Lebens wenigstens in unsern Gebieten nicht nur kein Vorschub, sondern eher Hindernisse bereitet wurden.

Schon früher haben wir mit den Worten P. Gall Morels darauf aufmerksam gemacht, daß sich das schriftstellerische Talent am glänzendsten in seinen Briefen offenbart. Der Wunsch P. Morels: „es möchten auch die größern und ernsteren Briefe des Verblichenen, unter denen ich einige als Meisterstücke in ihrer Art kenne, gesammelt und in einer Auswahl veröffentlicht werden“, ging zwar nicht in Erfüllung. Es haben sich aber noch über 200 Briefe von seiner Hand erhalten.¹

Mag der Inhalt wie immer beschaffen sein, immer bewundert man die Leichtigkeit des Ausdrucks, die Gewandtheit in der Form und Darstellung und die vollendete Höflichkeit des Verfassers. Hier nur ein Beispiel, das zeigt, wie Abt Konrad auch einem kindlichen Gemüte gerecht zu werden wußte. Er war einem Sohne seines Freundes Alois Reding Pate gestanden. Der Kleine schrieb 1817 seinem „Götti“ zum Namenstag: „Herzliebster Herr Götti! Ihr Namensfest bietet mir eine sehr erfreuliche Gelegenheit dar, um Ihnen meine Teilnahme und Dankbarkeit zu bezeugen. Ich wünsche Ihnen von ganzer Seele Glück dazu und wünsche herzlich, daß Sie denselben noch recht viele Jahre in bester Gesundheit erleben mögen. Ihr gehorsamer Alois.“ Wie antwortet ihm der Abt? „Mein liebster Herr Götti! So ist's brav und das ist recht — daß er mir einen so galanten

¹) Das Familienarchiv von Hettlingen zählt 80 Stück, die meistens aus der Bellenzerzeit P. Konrads stammen, während 129 Stück des von Reding'schen Archivs den Jahren 1808—1825 angehören. Erstere stellte mir Herr Karl von Hettlingen gütigst zur Verfügung, letztere wurden zum Teil von P. Adelrich Dieziger, dem sie Herr Oberst Alois von Reding 1880 zur Verfügung gestellt hatte, kopiert, zum Teil wenigstens kurz excerpiert.

Brief schreibt und mir viel Gutes wünscht. Aber ist's ihm auch ernst oder macht er nur einen Spaß mit mir? Ich will es ihm aufs Cavallierwort hin glauben, aber glaube er mir auch, daß er mir sehr lieb ist. — Er weiß noch, ich habe ihn zum Ritter vom heiligen Grabe gemacht und ihm den Degen geschickt. Jetzt hat ihn der leide König von Frankreich gar zum geschlagenen Grafen gemacht und aus Neid mir gar vorkommen wollen. Aber gelt er, ich bin doch allezeit Götti; der andere ist nur König und also bleibt er mir näher verwandt. Dies freut mich; wir wollen einander herzlich lieben und niemals vergessen.

Einige Kröpflein sind für den jungen Grafen gesund — ich hab es, als alter Apotheker schon studiert — aber nur auf einmal so viel, als die liebe Mamma guffindet. Mit dem kleinen Lümplein kann er vielleicht den jüngsten Schwestern Freude machen; ich weiß, er liebt sie und sie ihn auch. Am neuen Jahr will ich sehen, ob der Samichlaus Wort haltet und wieder Kröpfli backet. Adieu, mein liebster Herr Götti. —

Aber ich bitte, sage er auch dem teuersten Herrn Papa und besten Mama daß ich alle Tage an Sie denke, für Sie bete und Sie ewig lieben werde. Sie glauben es ihm so gut, als mir; aber wir wollen es beide recht fleißig tun. Der redliche Götti Conrad, Abt.“¹

Wir werden im folgenden noch öfters Gelegenheit haben, in wichtigeren Angelegenheiten P. Konrads Gewandtheit auf diesem Gebiete kennen zu lernen.

Auch als Gelegenheitsdichter betätigte sich P. Konrad in frühern und spätern Jahren. Insbesondere fand er gerne einen etwas kräftigen Spruch auf die Zeitereignisse, so wenn er vom Jakobiner-Orden schreibt:

„Die Höll — muß diesen Orden unterstützen.

Die Hölle ihn ?. — Die Teufel gäben kaum Novizen.“

¹ Nr. 41 der „Sammlung von 90 Briefen von und an Abt Conrad Tanner, 1813—20. Gesammelt und geschrieben von seinem Amanuensis P. Benno Abegg.“

oder:

„Herr Professor Stein und Klaus ein Bauer.“

Professor: „Klaus, Eure schwarzen Klosterpfaffen nennen wir
Gemeiniglich nur Esel oder dumme Tier!“

Klaus: „Ich glaubs Euch, Herr Professor Stein.
Doch ist der Mönche Zahl bei uns jetzt klein.“

Professor: „Habt ihr die meisten Esel schon verloren?
Was wurden Sie?“ — „Was ihr seid — Professoren!“

oder:

„Vom Berge, auf welchem Christus predigte.“

Es fragte in der Schul der Pfarrer Zwerg:

„Was hatte dieser Berg für einen Namen?“

„Man weiß ihn nicht“, schrie gleich die Schul zusammen:

„Doch hieß er weder D(allberg) noch W(essen)berg.“

oder wiederum auf die Säkularisation anspielend:

„Der Fürst und sein Hofnarr.“

Fürst: „Der Mönche Sache geht zu End; ich bin sehr froh:
Nur kommen ihre Pensionen mir zu hoch.“

Narr: „Es ließ sich leicht ein Mittel finden,
sich bald von diesen loszuwinden.“

Fürst: „Was möchte das für eines sein?“

Narr: Man lade diese Mönche all'
Gleich beim nächstfolgenden Quartal
zu einem Gastmal ein
Man würze jede Speis stark mit Arsenicum;
O das erleichtert dein Aerarium.“

Fürst: „Was hab ich für ein Recht, die Mönche so zu füttern?“

Narr: „Das gleiche Recht, das du, Fürst! hast zu ihren Gütern!“

Von den erhaltenen religiösen Liedern setzte P. Konrad selber das eine und andere gleich auch in Musik. Wenn auch da nichts Hervorragendes entstand, so offenbart sich doch auch hier die Allseitigkeit seines Talentes.

Gerade die Tätigkeit P. Konrads auf asketischem Gebiete zog die Aufmerksamkeit seines Abtes auf ihn, als es sich 1806 wieder darum handelte, in Einsiedeln ein Noviziat zu eröffnen. Er berief ihn darum von St. Gerold nach Hause

und bestellte ihn zum Novizenmeister der vier Novizen, deren Einkleidung am 29. September 1806 stattfand. Damit wurde ihm eine ausserordentlich wichtige Aufgabe zugewiesen; es galt, den Nachwuchs des Klosters heranzubilden, galt, die alten Traditionen weiter zu verpflanzen auf eine kommende Generation, nachdem volle zehn Jahre kein Noviziat mehr bestanden. Wie vieles hatte sich nicht bloß in der Welt, sondern auch im Kloster im Laufe dieser zehn Jahre geändert. Man stand auch hier am Beginne eines neuen Abschnittes der Klostersgeschichte. Und da war es außerordentlich wichtig, wer die Männer heranbildete, die einst die weitem Geschicke des Klosters bestimmen sollten. Freilich die unmittelbare Tätigkeit P. Konrads auf diesem Gebiete sollte nur von kurzer Dauer sein, nach kaum anderthalb Jahren wurde ihm die Leitung des gesamten Klosters anvertraut.

7. An der Spitze des Klosters.

Am 18. Mai 1808 starb Abt Beat Küttel, nachdem er 28 Jahre lang dem Kloster vorgestanden hatte. Er hatte den Wechsel alles Irdischen wie kaum ein anderer Abt des Gotteshauses erfahren müssen. Vor dem Einbruche der Franzosen stand sein Kloster in geistiger und materieller Beziehung auf der Höhe. Sein treues Festhalten an der alten Klosterzucht hatte jegliches Eindringen des Aufklärungsgeistes zu verhindern gewußt; seine Hauslichkeit ermöglichte es ihm, große Kapitalien nutzbringend anzulegen. Da kam die furchtbare Heimsuchung, die das Kloster aufs empfindlichste schädigte. Die Untergebenen wurden nach allen Richtungen zerstreut, er selber mußte von einem Ort zum andern fliehen. Wie bessere Zeiten wiederkehrten, sah auch Abt Beat sein Stift wieder, dessen Fortbestand die Mediationsakte sicherte. Aber es galt, gleichsam von vorne anfangen, denn nichts als die nackten Mauern war übrig geblieben. Durch die Revolution wurde „die Fürstenherrlichkeit“ der Äbte faktisch vernichtet und mit dem Jahre 1806 hörte überdies das alte heilige römische Reich deutscher Nation auf.

Früher Souverän, dem souveränen Stande Schwyz gleichgestellt, sah man sich nun diesem untergeordnet. Mit Abt Beat sank der letzte Fürstabt ins Grab und sein Nachfolger mußte, soweit dies noch nicht geschehen, auch in politischer Hinsicht einen ganz neuen Kurs einschlagen. Da war es von größter Wichtigkeit, wer dazu aus der Mitte des Kapitels berufen wurde. Wohl hatte man bereits begonnen, sich langsam wieder emporzuarbeiten, aber dies war um so schwerer, als man Schwyz gegenüber drückende Verpflichtungen hatte auf sich nehmen müssen, als die Einkünfte gegen früher stark zurückgegangen waren, die Zinsen großer Kapitalien ausblieben und überall große Reparaturen nötig waren. Auch in der innern Leitung des Klosters sah sich ein neuer Abt vor manche Schwierigkeit gestellt. Während der Zeit des Exils hatten die Patres in den verschiedensten Klöstern Deutschlands und Österreichs sich aufgehalten und vieles kennen gelernt, das sie daheim nun vermißten. Abt Beat, der so stark am Althergebrachten hing, konnte sich mit manchen Vorschlägen, die gemacht wurden, nicht befreunden. Das Kapitel gab bei den darüber gepflogenen Verhandlungen nach, um den alten, schwerkgeprüften Vater nicht zu beleidigen. Aber eine gewisse Spannung blieb und manche Frage, die man aus Pietät gegen den greisen Abt nicht angeschnitten hatte, harrete noch der Lösung.

Des neuen Abtes wartete darum keine geringe Aufgabe. Über die Person des Nachfolgers scheint man sich schon vor der Wahl innerhalb wie außerhalb des Klosters ziemlich klar gewesen zu sein, denn als sich am 30. Mai 1808 die Kapitularen unter dem Vorsitz des Apost. Nuntius Testa-ferrata zur Wahl versammelten, fielen schon im ersten Wahlgange von 49 Stimmen 29 auf P. Konrad, so daß die eigentliche Wahl kaum eine Viertelstunde Zeit beanspruchte. Fünf Minuten später wußte man das Ergebnis derselben bereits in der Heimatgemeinde Arth, denn da man allgemein die Wahl P. Konrads erwartet hatte, wurden von Arth aus auf den höchsten Punkten gegen Einsiedeln hin Posten aufgestellt, die durch Zeichen die erfolgte Wahl zu melden hatten.

Die Freude über die getroffene Wahl war eine sehr große, wie aus den zahlreichen Glückwunschschriften noch zu ersehen ist.¹ Nur einer freute sich in Wahrheit nicht, der Gewählte selbst. Als er am 31. Mai Alois Reding die Glückwünsche verdankte, schrieb er ihm: „Mehr Dank für Ihre Glückwünsche auf meine Wahl, als selbst jenen, die mich gewählt. Diese haben mir ein Kreuz aufgebürdet, das sie mir nicht mehr abnehmen wollen. . . . Ich komme an die Abtei wie ein Krämer ohne Ware auf den Markt.“ Mit schwerem Herzen trat P. Konrad das neue Amt an. Als er am 1. Juni das erste Mal seine Mitbrüder um sich versammelte, um alle Beamteten zu bestätigen und an seiner Stelle P. Claudius Poujol als Fraterinstruktor zu ernennen, konnte er vor Weinen und Schluchzen kaum reden.

„Meine Benediction werde ich trachten in September zu verschieben, denn ich muß zuerst Geld auf Rom sammeln und dann komme ich noch früh genug zum Kreuztragen, wie ich schon merke,“ schrieb Abt Konrad am 1. August an Reding. Sie fand wirklich erst am 11. September statt. Dem Apostolischen Nuntius Testaferrata, der sie vornahm, assistierten Abt Januarius Frei von Rheinau und Augustinus Bloch von Fisingen. Die Ehrenpredigt hielt Pfarrer und Kammerer Martin Strübi von Oberkirch (Kaltbrunn). Alles sollte nach dem Wunsch des neuen Prälaten möglichst einfach hergehen.

Die Aufgaben, die unter der neuen Regierung ihrer Lösung harren, waren zahlreiche und allseitige. Abt Konrad war in erster Linie darauf bedacht, daß der klösterliche Geist gefestigt und gestärkt wurde. Seinen Kapitelansprachen, von denen sich noch die eine und andere erhalten hat,² zeugen dafür, wie viel dem Abte daran lag, daß seine

¹ Johann Wenzel Rautenkranz, J. U. c. in Bregenz widmete auf diesen Anlaß eine „Ode Seiner Hochwürden und Gnaden dem Hochgelehrtesten Herrn Herrn Abten in Einsiedeln Konrad bei Hochdesselben Erwählung zu dieser Würde“. (Gedruckt bei Josef Brentano in Bregenz).

² Sammelband im Stiftsdekanat.

Religiösen wirklich treu ihrem Berufe nachlebten, wahre Söhne des hl. Benedikt und der einsiedlichen Gnadenmutter seien. Er drang auf strenge Beobachtung der hl. Gelübde, insbesondere des Gehorsams und der Armut. Vor allem suchte er in seinen Mitbrüdern die Freude und Begeisterung für den Gnadenort wach zu erhalten. Die wiederauflebende Wallfahrt verlangte besonders in Bezug auf das Beichtthören große Opfer; mit eindringlichen Worten weiß er die Beichtväter für ihre Aufgaben zu erwärmen und zu begeistern. Den Gottesdienst suchte er zu heben dadurch, daß er, sobald es die Verhältnisse wieder erlaubten, die sogen. kleinen Horen und die Complet tagtäglich wieder singen ließ, wie das vor der Revolution der Fall gewesen war. Wie er Kirche und Altäre renovieren, die Gnadenkapelle neu erbauen ließ, werden wir später sehen. Die Paramentenkammer, die zufolge der französischen Invasion in größte Mitleidenschaft gezogen worden war, bereicherte er durch viele Neuanschaffungen. 1821 ließ er durch Neyer in Bludenz sechs messingene, versilberte Altarleuchter mit Kreuz für den Hochaltar, die heute noch für gewöhnlich denselben zieren, anschaffen. Die Orgeln ließ er z. T. restaurieren, z. T. neu erstellen. Um an großen Festtagen den Gottesdienst möglichst feierlich zu gestalten, ließ er, wie es vor der Revolution Brauch war, von auswärts Musikanten kommen zur Unterstützung der eigenen musikalischen Kräfte.

Ganz besonders lag Abt Konrad die Pflege der Wissenschaften am Herzen. Kam er selber, zufolge der vielen Amtsgeschäfte, nicht mehr dazu, sich auf diesem Gebiete weitläufiger zu betätigen, so sorgte er vor allem dafür, daß seine Untergebenen umso eifriger den Studien oblagen. Den höhern Unterricht für die Kleriker des Stiftes erweiterte er dahin, daß neben Philosophie und Theologie auch in Physik und höherer Mathematik und ebenso im Hebräischen Unterricht erteilt wurde. Mehrmals sandte er Patres nach der französischen Schweiz und selbst nach Frankreich, damit sie sich in der französischen Sprache ausbilden konnten,

was für den Beichtstuhl und den Unterricht an der Klosterschule gleich wichtig und wertvoll war.

Wie kaum etwas anderes gibt uns ein Brief des Abtes an Reding vom 16. Dezember 1812 von dem Sinnen und Planen des Abtes Aufschluß: „Ich schicke hier einen Tom von der Reformationsgeschichte von P. Chrysostomus Helbling, einem 70jährigen Mann, zur Probe. Ich weiß nicht, ob Sie sich überwinden werden, alle Töme zu lesen. Gründlich ist er, weil er alles aus den Protestanten selber herausgezogen, aber matt in der Schreibart. Er sagte mir oft: ich arbeite im Groben, Sie müssen es einmal ins Reine bringen. Dies einmal wäre schon da, wenn ich nicht zu meinem Unglück wäre Abt geworden. Aber meine jetzige Lage wirft mich auf andere Sorgen und Arbeiten; und die Jungen, die ich nachziehe, sind noch Vögel ohne hinlängliches Gefieder. Ich habe selber noch mehrere Werke im Manuscript, die gläublich erst nach meinem Tode in der Welt erscheinen; dann jagt mir die Critik keine Bangigkeit mehr ein. Mich freut es, daß ich wirklich vortreffliche junge Genies habe, die mit Ehren auf allen öffentlichen Schulen stehen könnten. Die Zeit wird zeigen, daß Einsiedeln seiner Existenz vor andern Corporationen würdig ist. Ich hoffe es noch zu erleben, daß die Urkantone, wenn Sie mir an die Hand gehen, ihre alte und neue Geschichte so gründlich und vielleicht noch weit angenehmer, als der Kanton St. Gallen lesen werden. Meine Jungen werden hiezu elektrisiert und erfahren täglich meine Freude, wenn ich unsere biedern Altvordern, besonders die Familie Reding „herabwürdigen“ kann. Chorherr Schuler ist mit mir einverstanden; Herr Commissari Pfarrer Faßbind von Schwyz, wenn er mir wieder einmal den Beichtigerstreit¹ verzeiht, muß auch sein Opfer abgeben und in der Schmidgaß werde ich betteln und sammeln, bis ich meinen Endzweck erreiche. Es braucht viele Materialien, bis man ein classisches Werk liefern kann.“

¹ Anstand wegen der Beichtigerei in St. Peter auf dem Bach in Schwyz.

Seinen Lieblingsplan, den er schon in seinen frühen Jahren verfolgt, hat er also immer noch nicht aufgegeben, eine Schweizergeschichte zu schreiben, steht ihm immer noch im Sinne. Zu diesem Zwecke suchte er vor allem in der Bibliothek alles in dieses Gebiet Einschlagende zu beschaffen. Die daherigen reichen Bestände der Stiftsbibliothek zeugen heute noch für die Vorliebe des Abtes für unsere Vaterlandsgeschichte. Sie war aber auch schon zu seiner Zeit weitbekannt. So schreibt ihm J. J. Lavater, „ehemaliger Staatsschreiber des I. St. Zürich“, am 6. August 1820: „. . . . Der Überbringer der gegenwärtigen Zeilen ist mein Freund Herr Professor Hottinger von Zürich. Er ist auf einer literarischen Reise begriffen, die sein großes Unternehmen, Joh. von Müllers Schweizergeschichte fortzusetzen, veranlaßt hat. Eure Hochfürstliche Gnaden sind allzusehr Freund und Beförderer jeder nützlichen, vaterländischen Unternehmung, als daß ich Ihnen diese empfehlen müßte. Selbst mit Ruhm als Schriftsteller aufgetreten, sind Eure Hochfürstliche Gnaden kompetenter Richter über fremdes Verdienst. Die Bibliothek Ihres uralten Gotteshauses besitzt auch für das vaterländische Geschichts-Fach große Schätze. Und meinen Freund zu möglicher literarischer Unterstützung zu empfehlen, ist der Zweck, warum ich gerade ihn als Überbringer ausersehen habe.“¹

Auch die Geschichte seines Gotteshauses lag dem Abte am Herzen. Klar erkannte er, von wie großer Wichtigkeit es für die Nachkommen sein würde, wenn seine Patres gerade die Ereignisse, deren Zeugen sie gewesen, und die Schicksale, die sie während des Exils durchgemacht, aufzeichnen würden. So verordnete er, daß wenigstens jene, die in besonderer Weise in Mitleidenschaft gezogen worden waren, Aufzeichnungen über ihre Erlebnisse abfaßten. Überdies beauftragte er P. Cölestin Müller, damals (1820) Statthalter in Sonnen-

¹ Copiale von P. Benno Abegg, Nr. 87.

berg, mit der Abfassung einer ausführlichen Geschichte des Gotteshauses in den Jahren 1798 bis 1804.

Mit der Vorliebe des Abtes für Geschichte hing auch sein Plan zusammen, eine Sammlung alter Waffen anzulegen, wozu er vor der Revolution bereits einen Anfang gemacht hatte. Er schrieb diesbezüglich am 20. Januar 1813 an Reding: „Ich habe die Bizarry im Kopf, nach und nach eine Sammlung aller alten Schweizer Waffen und Rüstungen in unserer Nebenbibliothek zu machen. Vor der Revolution hatte ich schon eine artige Collection, besonders von seltsamen Armbrusten aus dem Schloße Buonas beisammen. Dort wäre es leicht gewesen, einen Complex zu sammeln, aber alles verschwand im Sturm. Fast zum Glücke unterstützte mich der Fürst in nichts. Nun hätte der eigensinnige Abt seinen alten Plan, aber nicht die alten Quellen. Ich möchte also auch von weitem ehrerbietig anfragen, ob man zu Schwyz keine alten Sachen mehr finde, oder um Geld und gute Worte an sich bringen könnte. Ich werde unvermerkt auch anderweitig nachforschen und erst alsdann auf meine Absicht hinarbeiten, wenn ich die Möglichkeit, selbe zu erreichen, vorsehe. Es ist nichts Gelehrtes, aber etwas Artiges, wenn man die steigende Kriegskunst mit Augen sieht. So trachte ich vorzüglich auf Schweizernaturalien, so auf schweizerische Geschichtschreiber — am Ende werden wir selber dem Vaterlande etwas leisten können.“

Aber auch die andern Wissenszweige sollten nicht zu kurz kommen. Als 1819 die versammelten Benediktineräbte beschlossen, insbesondere die Studien zu fördern (s. u.) und zu diesem Zwecke auch geeignete Lehrbücher abzufassen, machte sich der Abt gleich an die Ausführung des Beschlusses. In einer Kapitelsversammlung vom 4. Dezember verordnete er, daß die an der Schule beschäftigten Patres Bernhard Foresti, Benno Abegg, Gerold Iten und Johann Bapt. Stöcklin, die alte Einsiedler Grammatik verbessern und neu herausgeben sollten. Mit der Ausarbeitung für Lehrbücher der Theologie und Philosophie wurden die Patres

Meinrad Kälin, Josef Tschudi, Konrad Holdener und Benedikt Müller beauftragt. Freilich hat in der Folge P. Josef Dietrich Recht bekommen, der in seinem Tagebuch schrieb: „An der Umarbeitung und Herausgabe einer Grammatik zweifle ich nicht; aber das kann ich nicht glauben, daß sobald an eine Ausarbeitung philosophischer und theologischer Schulwerke ernstlich gedacht werde und noch weniger, daß solche öffentlich im Drucke erscheinen werden.“ Freilich auch Abt Konrad erlebte die Neuherausgabe der Grammatik nicht mehr; sie erschien erst 1829 und 1831/32. P. Benedikt Müller und P. Johann Baptist Stöcklin hatten die Arbeit besorgt. Von philosophischen und theologischen Lehrbüchern erschien nichts. Wohl aber macht sich sonst eine rege literarische Tätigkeit bemerkbar. P. Marian Herzog gab eine Geschichte der Grafschaft Rapperswil heraus und verfaßte auch eine solche der Höfe Pfäffikon und Wollerau. P. Cölestin Müller ließ auf das 1817 gefeierte Reformationsjubiläum hin „Züge aus der Reformationsgeschichte der Schweiz“ erscheinen (1819/20). Der aus Bellenz stammende P. Paul Ghiringhelli veröffentlichte im helvetischen Almanach für 1812 eine sehr verdienstvolle „Topographisch-statistische Darstellung des Kt. Tessin.“ Mit der Geschichte des Klosters und der Wallfahrt befassten sich P. Josef Tschudi und P. Claudius Poujoul. Bei Füßli in Zürich ließ P. Michael Dossenbach 1821 eine „Anleitung auf die vorteilhafteste Weise Honig und Wachs auszumachen mittelst einer dazu neu erfundenen, praktisch erprobten Presse“ erscheinen. Für die Volksschule gab P. Cölestin Müller sein „A B C oder Schulbüchlein“ heraus, während P. Claudius Poujol die „Anfangsgründe der Rechenkunst, oder kurze und gründliche Anweisung zu den im gemeinen Leben gewöhnlichen Rechnungen“ veröffentlichte. P. Benedikt Müller bearbeitete mehrere Katechismen für den Religionsunterricht. Für den höhern Unterricht war das Büchlein P. Cölestin Müllers: „Praktische Bemerkungen zur Erleichterung gründlicher Predigtaufsätze“ berechnet. Auf ascetischem Gebiete ließen P. Philipp Bor-

singer, P. Josef Tschudi, P. Konrad Holdener und P. Plazidus Gmeinder mehrere Erbauungs- und Andachtsbücher, sowie auch kirchliche Gesangbücher erscheinen. — Abt Konrad kommt aber auch ein nicht geringes Verdienst an jenen Werken zu, die erst nach seinem Tode in noch bedeutenderem Umfange von seinen geistlichen Söhnen verfaßt wurden, denn sein Beispiel und seine Aneiferung wirkten fort, als sein Wort es nicht mehr vermochte. So ging später auch der Lieblingswunsch des Abtes nach einer Schweizergeschichte in Erfüllung, indem P. Gall Morel und P. Athanasius Tchoop eine solche für die Volksschulen im Drucke herausgaben (bei Räber 1836—1838).

Aber auch für fremde wissenschaftliche Bestrebungen hatte Abt Konrad offenes Verständnis. Wir haben schon gesehen, wie Professor Hottinger, der Johann von Müllers Schweizergeschichte fortsetzen wollte, an den Abt empfohlen und von ihm jedenfalls aufs beste empfangen wurde. 1819, den 18. September, kamen Mone, Professor der Geschichte in Heidelberg, und der Großherzogl. badische Ober-Archiv-Rat Dümgé nach Einsiedeln, um „in den alten Manuscripten nachzusuchen, ob nicht historische Quellen zu einer Geschichte des Mittelalters sich darin vorfinden Sie fanden hier vieles“ (Tagebuch von P. Josef Tschudi). Abt Konrad selber wurde zum Dank für die den beiden Gelehrten erwiesene Gastfreundschaft von der Gesellschaft „pro aperiendis fontibus historiæ mediæ ævi“ als Ehrenmitglied aufgenommen. Von seinen Konventualen gehörten nicht weniger als fünf der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft an.

Ganz besondere Aufmerksamkeit aber schenkte Abt Konrad dem Schulwesen, was bei seiner alten Vorliebe für dasselbe nicht verwundern kann. Einsiedeln hatte damals gerade hier ein weites Feld der Tätigkeit offen, denn neben der eigenen Klosterschule und dem Gymnasium in Bellenz hatte man seit 1803 auch zwei Lehrkräfte an die sogen. Klösterliche Schule in Schwyz zu stellen. Als Abt Konrad an die Abtei kam, schrieb ihm Generalvikar Wessenberg am

15. Juni 1808: „Die Nachricht Ihrer Erhebung, verehrungswürdiger Herr und Freund! hat mich mit wahrer Freude und mit den schönsten Hoffnungen für das alte und berühmte Stift Einsiedeln erfüllt. Mit den Einsichten, mit dem Eifer fürs Gute, mit der Liebe für christliche Menschenbildung, welche Euer Hochwürden bisher bewiesen haben, werden Hochdieselbe als Haupt und Vorsteher des Stiftes vielen und großen Segen verbreiten. Das Stift Einsiedeln hat das seltene Glück, eine erfreuliche Anzahl trefflicher Männer in seinem Schoss zu vereinigen, die mit ächter Frömmigkeit einen reinen Sinn für Bildung der Jugend verbinden. Ich zweifle daher keineswegs, daß es Hochdemselben gelingen werde, die Lehranstalt, welche schon unter dem H. Fürst-Abten Beatus, Ihrem liebevollen Vorgänger so schöne Fortschritte gemacht hat, auf die höchstmögliche Stufe der Vollendung zu erheben, die gewünscht werden kann. Der Ruhm dieses Werkes sei Ihr Fürstenhut, mein Hochverehrter Herr und Freund. Er wird unvergänglich sein, wird er wahrhaft die Ehre desjenigen befördern, dem einzig Ehre gebührt. Man klagt nicht ohne Grund über Verachtung unsres Standes. Ich bin aber überzeugt, daß dessen Ansehen sich durch Nichts richtiger heben könne, als durch thätigen Eifer für christliche Erziehung der Jugend, für die in der Welt viel gesprochen und geschrieben, aber im Ganzen noch wenig getaen wird.“

Wenn auch Abt Konrad keineswegs mit Wessenberg in allem einig ging, hierin war er ganz seiner Ansicht. Darum wurde vorerst die eigene Schule nach Kräften gefördert. Die Aufnahme von tüchtigen Kandidaten in den Klostersverband ermöglichte dem Abte, für die Schulen auch tüchtige Kräfte heranzuziehen. Besonderes Gewicht wurde auf das Studium der Naturwissenschaften gelegt. „Diese wurden eifrig betrieben, und bald war auch ein hübscher physikalischer Apparat und eine ziemlich vollständige Mineraliensammlung, beides nicht ohne Mühe und Kosten zusammengebracht. Man machte Experimente und stellte Beobachtungen an.

Mitglieder des Stiftes wurden in naturwissenschaftliche Vereine aufgenommen. Neben Schul- und Erbauungsbüchern erschienen auch Schriften sogenannten gemeinnützigen Inhalts, wie z. B. die Topographie des neuen Kantons Tessin von Paul Ghiringhelli, die erste und gewiß nicht leichte derartige Arbeit über jenes Gebirgsland, eine Schrift über Bienenzucht von P. Michael Dossenbach und Ähnliches. Alle trugen zum Theil das Gepräge der Zeitströmung, welcher sich kein Mensch ganz entziehen kann, und umso mehr wurden dergleichen Versuche von Außen her anerkannt.“¹

Die Zahl der Schüler blieb sich während der Regierungszeit unseres Abtes ziemlich gleich. Das Internat bot Platz für 36 Zöglinge. Externe Studenten gab es nur ganz wenige, denn im Dorfe erteilte immer noch der sogen. Präzeptor Unterricht im Latein. Hingegen fanden sich hin und wieder auch auswärtige Schüler für das Studium der Philosophie und Theologie bei den Klerikern ein. Wie sich Abt und Konvent zur Errichtung eines theologischen Seminars stellten, werden wir in andern Zusammenhänge sehen.

Bedeutender als die Klosterschule war seit der im Jahre 1675 erfolgten Uebernahme das Gymnasium in Bellenz gewesen. Ueber die Tätigkeit P. Konrads haben wir früher schon gehört. Ein schöner Teil seiner Wirksamkeit war mit Bellenz aufs engste verbunden. Daher kann es nicht wundern, daß er auch dieser Schule eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Die Verhältnisse in Bellenz hatten sich freilich völlig geändert. Die ehemaligen Untertanen der Dreiländer waren nun die Herren geworden. Das bekam auch die Residenz zu fühlen. Die frühern mächtigen Beschützer waren nicht mehr und es fehlte nicht an Elementen, welche auch noch die Einsiedlerpatres gerne über den Gott hard gewünscht hätten. Die einsiedlischen Güter waren während der Helvetik mit Sequester belegt gewesen, die

¹ P. Gall Morel, Geschichtliches über die Schule in Einsiedeln. Jahresbericht über die Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria Einsiedeln im Studienjahre 1854/55. p. 33.

Patres hatten in Bellenz verbleiben können, durften sich aber nicht mit der Schule befassen. In Nachachtung der Mediationsakte beschloss die Tessinerregierung, im Juni 1803 Einsiedeln alle Güter wieder¹ zu übergeben. Die Bellener wünschten zudem, Einsiedeln möchte auch die Schule wieder übernehmen. Erst 1805 entschloss man sich in Einsiedeln nach längern Verhandlungen zur Wiederübernahme der Schule. Allen Wünschen der Bürgerschaft konnte man damals freilich bei dem großen Leutemangel nicht entsprechen. Als Abt Konrad an die Regierung gelangte, worüber man sich gerade in Bellenz sehr freute, kamen die Behörden bald um eine Erweiterung der Schule bei ihm ein. Am 7. September 1809 verlangte der Rat eine Erhöhung der Zahl der Professoren, nebst dem bisher üblichen Unterricht in Latein und Italienisch, Humanität und Rhetorik, sollte nun auch in der Philosophie, im bürgerlichen- und Naturrecht, in Geometrie, Deutsch und Französisch unterrichtet werden. Der Abt drückte am 3. Oktober sein Bedauern aus, diesen weitgehenden Wünschen nicht entsprechen zu können. Seinem Freunde, Aloys Reding schrieb er darüber am 6. Januar 1810: „Zu Bellenz sind 4 Patres, die ihre Pflicht, nach Zeugnis der ersten des Landes, pünktlich vollziehen. Einige junge Sprudelköpfe von der Municipalität, theils aus Neuerungslust und theils um die Einkünfte der Residenz an sich zu ziehen, haben einen ganzen Universitätsplan entworfen, aber alles auf meinen Conto. Ich sollte 6 Professoren erhalten, z. B. einen für die französische Sprache, einen für die Jura, einen für die Mathematik u. s. w. Ich stellte ihnen die wirkliche Unmöglichkeit vor, so viele Subjecta zu entmangeln, bis die jungen Professoren in den Schulen weiter sind, zeigte ihnen die Nichtschuldigkeit für so vieles Zeug laut unserer Stiftung, und laut Garantie der ehemals regierenden Stände, — versprach, ich werde im Sommer persönlich kommen und die Sache im Frieden verabreden. Sie antworteten, daß meine Ankunft erfreulich sein werde und daß sich dort alles legen werde.

Unterdessen schicken sie jetzt eine ganz neue Schulordnung, ohne mich zu begrüßen, in die Residenz, die bis auf Dreikönigtag in vollem Gang sein soll, sonst drohen sie mit gewaltsamen Mitteln, werden neue Professores bestellen, — bestellen neue Bücher nach der Ordnung zu Mailand, und wollen auf unsere Spesen exequieren, wie sie es gutfinden werden. Ich habe dem Herrn Propst eine gesiegelte Protestation wider jenen gewaltsamen Schritt zugestellt, ich habe ihm befohlen, er soll es dem Kleinen Rat kund machen und seinen Schutz auffordern. Nun muß ich erst diese Woche erwarten, was diese junge Mannschaft mit meinen Herren anfangt, und dann werde ich nicht nur alles treulich einberichten, sondern auch dero Rat und Schutz mir gehorsamst erfliehen. Geht der Streich an, so muß ich Bellenz verlassen, und würde es noch gern tun, wenn ich nur Entschädigung für das Gebäude zu hoffen hätte.“

Jenes Schulreglement, von dem der Abt hier spricht, war vom Gemeinderat unterm 27. November 1809, auf das Ansuchen der beiden von dem Rat aufgestellten Inspektoren, aufgestellt worden. Schon 1804 hatte der Rat ein solches Reglement ausgearbeitet gehabt. Während man jenem nachgelebt hatte, beeilte man sich in Bellenz keineswegs, dem neuen nachzukommen. Auf den Protest des Abtes hin verharrete der Rat bei seinem Willen, wogegen der Propst den Kleinen Rat anrief. Die Ausführung wurde für einstweilen suspendiert. Auch an die Schwyzerregierung gelangte der Abt, damit sie seine Vorstellungen beim Kleinen Rate unterstütze. Von Seite der Patres wurde ein Gegenentwurf zu einem Reglement ausgearbeitet, auf den aber der Gemeinderat nicht eingehen wollte. Als der Gemeinderat neu bestellt worden war, gelangte man an diesen mit Vorschlägen zur Modifizierung und Abänderung des Reglementes. Schließlich fand man einen goldenen Mittelweg, der den beidseitigen Ansprüchen gerecht wurde, so daß das Verhältnis zwischen Stadt und Residenz ein ganz leidliches wurde. Freilich versuchte man 1816 wieder von Seite der Stadt eine Anpassung

der Lehrmethode an jene, wie sie in den italienischen Schulen in Uebung war, zu erreichen, aber man mochte in der Residenz nicht von den alterprobten Methoden abgehen. Das gute Verhältnis drohte 1812 gestört zu werden durch eine Zwangsanleihe, die die Stadt Bellenz, um ihre Schulden zu tilgen, der Residenz auferlegte. Der Kanton war ihr hierin 1809 mit dem guten Beispiele vorangegangen, indem er von der Residenz eine Zwangsanleihe von 4000 Mailänderlire erhob. 1816 drohte bereits eine staatliche Inventarisierung, welcher Gefahr man für diesmal noch glücklich entrann. Sonst verlebte die Residenz, solange Abt Konrad regierte, ruhige Zeiten, wenn auch die von der österreichischen Regierung in Mailand 1817 erlassene Verfügung, wonach die Söhne der Lombardei keine auswärtigen Institute besuchen durften, auf den Besuch der Residenzschule ungünstig einwirkte. Die Schule hob sich immer mehr und erstarkte, war aber gerade deswegen der radikalen Partei, die im Tessin immer mächtiger wurde, ein Dorn im Auge.¹

Seit dem November 1803 hatte man auch die sogen. Klösterliche Schule in Schwyz übernommen, zu deren Beibehaltung man sich in dem Convenium mit Schwyz vom 8. März 1804 vertraglich verpflichtete, indem der 10. Punkt desselben lautete: „Dagegen verpflichtet sich der Fürstabt und das Hochwürdigste Kapitel von Einsiedeln zu mehrerer Öffnung der in demselben (Kt. Schwyz) bereits bestehenden Schul- und Lehranstalten, wie wirklich, zweien Professoren in Schwyz zu lassen, mit dem Vorbehalt jedoch, daß wenn allfälligen Mangels wegen an hinlänglichen Subjecten, dieses nicht immer möglich seyn würde, von der Zeit an, wo selbe zurückberufen würden, jährlich ebenfalls in vier Quartalen, achthundert Gulden an die löbl. Schulkommission anstatt derselben zu bezahlen.“ Von den beiden Patres Bernhard

¹ Vergl. P. R. Henggeler, Geschichte der Residenz und des Gymnasiums der Benediktiner von Einsiedeln in Bellenz. Heft 27 der Mitteilungen des Histor. Vereins des Kt. Schwyz 1919.

Foresti und Ämilian Gstreintaler mußte aber P. Bernhard schon 1805 wieder heimkehren, da man daselbst Mangel an Lehrkräften hatte. P. Ämilian blieb bis 1808 Professor der Rhetorik, trat dann zurück, behielt aber noch den hochklingenden Titel eines „Rektor aller deutschen und lateinischen Schulen“ bei, bis 1812 auch er ins Kloster zurückkehrte, nachdem er bis dahin das Amt eines Beichtigers im Frauenkloster St. Peter versehen hatte. Dadurch wurde der Abt freilich in die unangenehme Lage versetzt, die versprochenen 800 Gulden erlegen zu müssen. Da aber die beiden in Schwyz auf Kosten des Klosters gelebt hatten, glich sich dies aus. Nachdem 1815 die Mediation in Abgang gekommen, suchte Abt Konrad die Zahlungen einzustellen. Doch von Schwyz aus wurde man bald vorstellig und so mußte der Abt auch weiterhin einen Beitrag, wenn auch nicht mehr in der frühern Höhe, spenden, welcher Spende er freilich mehr den Charakter eines freiwilligen Beitrages zu geben wußte. Wie lange jedoch diese Abgabe entrichtet wurde, ist nicht mehr ersichtlich, möglicherweise hörte sie um 1820 herum auf.

Noch einmal tauchte indessen der Plan auf, die Klösterliche Schule durch Mitglieder des Stiftes versehen zu lassen. Seit dem Weggang der Patres hatten Weltgeistliche den Lateinunterricht in der Residenz besorgt. Als 1824 der damalige Rektor Franz Suter zum Pfarrer von Schwyz gewählt wurde, und somit von seinem Posten als Rektor und Professor zurücktrat, fand die zur Besprechung der dadurch geschaffenen Lage versammelte Schulkommission am 17. Februar, „daß es für unser Vaterland ebenso wichtig als wünschbar wäre, durch einige Erweiterung und zweckmäßige Vervollkommnung unserer lateinischen Lehranstalt selbst, den Bedürfnissen der vaterländischen Jugend möglichst entgegenzukommen und dem ökonomisch lästigen und moralisch bedenklichen allzufrühen Auswandern der jungen Leute auf fremde Lehranstalten vorzubeugen“.¹ Die Prüfung der Frage

¹ Brief von Pfarrer Suter an Abt Konrad vom 19. Februar 1824.

wurde einer engern Kommission überwiesen und diese beschloß, an Abt Konrad zu gelangen, ob er geneigt wäre, durch seine Unterstützung der „lateinischen Schule radical aufzuhelfen“. „Unsere Wünsche bestehen hauptsächlich darin,“ schrieb Pfarrer Suter (l. c.), „das obere Klösterlin wiederum zum Wohnsitz dreier Professoren zu erheben — einen Rektor und einen zweiten Professor von Einsiedeln zu erhalten, den gegenwärtigen Hochw. Herrn Professor Holdener, falls er sich will gefallen lassen, oder im entgegengesetzten Falle einen andern dritten hiesigen Professor unter der Leitung der zwei erstern angestellt zu lassen; die Nutznießung der Klösterligüter und die Interessen des Klösterlifondes, der aus etwas mehr als 18000 Münzgulden besteht, wird angeboten.“

Auf diese Einladung hin erwiderte Abt Konrad: „Ihr unerwartetes Schreiben durch den Expressen im Namen der hochweisen Schulkommission hat mich teils herzlich gefreut, teils auch in mancher Hinsicht nicht abgeschreckt. Mir ist's sehr angenehm, daß der Wauwau von Mönchsdummheit in Schwyz nicht herrscht und niemand ist williger als ich, dem Allgemeinen aufrichtig zu dienen, wenn nur auch mein Kloster seinen Nachteil und seine Arbeit nicht selbst teuer erkaufen muß. Sie wissen, ich bin ohne mein Kapitel nicht befugt, mich in etwas Definitives einzulassen, aber da ich die Stimmung meiner Mitbrüder kenne, so darf ich sagen, wir sind alle Schwyzer, wenn man nur uns offen und landesväterlich behandelt. Also ersuche ich Sie freundschaftlich Ihren hohen Committenten zu berichten: „ich biete gern meine Hand, so viel ich kann und darf, und es werde mein liebster Trost sein, wenn ich vor meinem Ende noch ein festes und erträgliches Concordat wegen den Schulen meines Vaterlandes verwirklicht sehen könnte.“

Ich muß aber zum voraus gestehen, ich wünschte nichts Unvollkommenes, keine Pletzerei, die nur ein paar Jahre tauget, sondern eine auf festen Fuß gestellte Übereinkunft, die beiden Teilen Ehre und Freude machen kann. Auch muß ich gestehen, daß ich vor dem Spätherbst keinen Rek-

tor oder Professor stellen könnte; nachher aber, wenn die Sache im Klaren, unmittelbar absenden würde. Ich erschrecke selber vor dem Gedanken, daß ich eine neue, kritische und verdrüßliche Verbindung eingehen sollte, aber Klugheit, Billigkeit und Selbstliebe meines Vaterlandes scheinen mir alle Nachreue zu ersparen.“ Der Abt brachte] die Frage vorerst vor die ältern Patres, die beistimmten, daß das Kloster vorerst auf 10 Jahre diese Schule unter gewissen Bedingungen übernehme. Auf dies hin unterbreitete die Schulkommission dem Abte am 22. März einen Vertragsentwurf, der von Einsiedeln aus wiederum begutachtet wurde. Unterdessen setzte aber in Schwyz ein regelrechter „Schulkampf“ ein. Eine Partei wollte nichts von einer Berufung der Einsiedler nach Schwyz wissen, man befürchtete dort ein „Mönchsregiment“, das nicht nur immer mehr Güter erwerben, sondern auch möglichst großen politischen Einfluß sich verschaffen würde. Indessen beschloß eine am 10. Oktober versammelte Kirchengemeinde, den Plan weiter zu verfolgen. Pfarrer Suter und Siebner Josef Dominik Jütz sollten mit dem Kloster des weitern unterhandeln. Das Kapitel beschloß am 25. Oktober, unter gewissen Bedingungen auf die Anträge der Schwyzer einzugehen. Am 7. November kam die Frage ein zweites Mal vor die Kirchengemeinde. Die Opposition hatte unterdessen, auch von geistlicher Seite unterstützt, alles aufgeboten, um das Zustandekommen einer Vereinbarung zu hintertreiben. Man zog das Convenium von 1804 wieder hervor und wies darauf hin, daß das Kloster immer noch verpflichtet sei, an die Schulen jährlich 800 Gulden zu zahlen, eine Pflicht, der es seit Jahren nicht mehr in vollem Maße nachgekommen sei. Und der Schluß war, es sollen, wenn möglich drei Weltgeistliche von Schwyz wenigstens auf ein Jahr die Schulen versehen, gehe das nicht, so soll die mit dem Stift vorgesehene Übereinkunft im folgenden Jahre in Kraft treten. Für die neuen Professoren aber sollte das Stift, so rechneten die Gegner, laut dem Convenio jährlich 800 Gl. zahlen. Offiziell wurde dem Abte freilich die Wahl gelassen, dieses Jahr

schon — wie es im Convenium vorgesehen sei — zwei Professoren zu senden oder aber 800 Gl. zu erlegen; in Wirklichkeit rechnete man nur auf das letztere, denn im gleichen Beschlusse wurden schon zwei Weltgeistliche in Aussicht genommen. Eine solche Wendung der Dinge hatte man in Einsiedeln, hatte Abt Konrad selbst am wenigsten erwartet. Wohl wurden nicht alle Verhandlungen abgebrochen; im Auftrage der Schulkommission sollte Pannerherr Weber weiter unterhandeln. Abt Konrad aber erlebte den Ausgang der Sache nicht mehr; sein Nachfolger, Cölestin Müller, sah sich vor sehr unangenehme Verhandlungen gestellt, denn er glaubte, daß das Convenium weiter nicht mehr zu Recht bestehe, da die finanziellen Leistungen des Klosters an den Kanton seither wieder neu geregelt worden seien. Für Abt Konrad bedeutete das Fehlschlagen dieses Projektes eine herbe Enttäuschung. Die Kapitelakten bemerken mit Recht zu diesem Geschäfte: *Summo quae cum Svitensibus acciderunt, sunt Abbati Conrado dolori. Id infirmæ eius valetudinis et ægritudinis acerbae fons et origo.* Er trug um so schwerer daran, als er immer an seinem Heimatkantone mit innigster Hingebung hing. Erst im August 1824 hatte er sich noch auf Einladung des Rates nach Schwyz begeben, um dort feierlich den von Papst Pius VII. dem Schwyzervolk gespendeten Segen zu erteilen.

8. Präses der Schweizerischen Benediktinerkongregation.

Die Schweizerischen Benediktinerklöster hatten in den Tagen der Revolution und den darauf folgenden Jahren schwere Zeiten durchgemacht. Durch die Mediationsakte waren sie in ihrem Bestande gesichert worden; durch langwierige Verhandlungen hatte man auch erreicht, daß wieder alle Klöster Novizen aufnehmen durften. Das erste unter den Schweizerklöstern, St. Gallen, war freilich dem Sturme zum Opfer gefallen. Alle Bemühungen seines letzten Abtes,

Pankratius Vorster, das Stift zu retten, waren umsonst. Daß ihm die übrigen Äbte, so sehr sie auch den Untergang des altehrwürdigen Stiftes bedauerten, nicht viel beispringen konnten, ist leicht erklärlich. Einmal hing die Existenz des Stiftes von Faktoren ab, auf die sie ganz ohne Einfluß waren, und dann hatte jedes Kloster in den Tagen, die auf die Helvetik folgten, genug für seine eigene Existenz zu sorgen, zumal den einzelnen Kantonen in dieser Frage ziemlich große Freiheit gelassen war. Abt Pankraz, der die Stelle eines ersten Visitators (heute gleichbedeutend mit Präses) in der Kongregation bekleidet hatte, scheint allerdings den übrigen Klöstern gegenüber eine etwas eigene Stellung eingenommen zu haben. Mochten ihm seine Geschäfte keine Zeit mehr lassen oder mochte er keine Lust dazu haben, er berief die Äbte zu keiner Konferenz mehr zusammen. Als der Wienerkongreß zusammentrat, bemühte er sich nochmals, sein Stift zu retten. Umsonst. Ja, in dieser Zeit mußten auch die übrigen Klöster aufs neue für ihre Existenz bangen.¹ Zu einem einheitlichen Vorgehen derselben aber kam es noch nicht, denn jene Klöster, die in katholischen Kantonen lagen, mußten naturgemäß weniger für ihre Existenz fürchten, als jene, die in paritätischen oder mehrheitlich protestantischen Kantonen lagen, wie Muri und Rheinau. Die Vertretung der Klöster übernahm 1815, als eine neue Bundesverfassung beraten wurde, der päpstliche Nuntius. Das Ergebnis der Verhandlungen wurde in Artikel 12 der Bundesakte niedergelegt: „Der Fortbestand der Klöster und

¹ Schon 1810 fürchtete man wieder für den Bestand der Klöster, wie aus Briefen des Abtes an Reding hervorgeht; insbesondere mußte damals in Frankreich ein Sturm gegen Einsiedeln wachgerufen worden sein, über dessen Ursachen aber der Abt selber nicht im klaren war. (Brief vom 22. März.) Am 3. November 1810 schrieb Abt Konrad an Reding: „Von mehreren Orten, besonders vom Thurgau her, schreibt man mir ausdrücklich: die allgemeine Sage von Geistlichen und Weltlichen sei, der französische Gesandte werde das Aufhebungs-Decret von Einsiedeln mit sich bringen, und der Landammann der Schweiz sei hierüber schon berichtet. Möglich ist es, weil es ungerecht ist, gläublich noch nicht, weil vielleicht alles mit einander fallen muß . . .“.

Kapitel und die Sicherheit ihres Eigentums, soweit es von der Kantonsregierung abhängt, sind gewährleistet. Ihr Vermögen ist gleich andern Privatgut den Steuern und Abgaben unterworfen.“

Als Abt Pankratius jede Hoffnung auf Wiederherstellung seines Stiftes aufgeben mußte, zog er sich ganz zurück. Und so ging naturgemäß die Führung an Einsiedeln über, dessen Abt früher meist das Amt eines zweiten Visitatoren bekleidet hatte. Als die Zeiten wieder ruhiger und sicherer geworden beschloß Abt Konrad, die Schweizerische Benediktinerkongregation wieder neu erstehen zu lassen. Ehe er aber eine Äbteversammlung einberief, suchte er, um geäußerten Bedenken zu begegnen, sich der Zustimmung des päpstlichen Nuntius, der Bundesbehörden und der Regierungen von Schwyz und Luzern (letzterem als katholischem Vorort) zu versichern. In den Zuschriften an diese Stellen betonte Abt Konrad, daß die Kongregation als vorzüglichstes Ziel nebst der Hebung der Ordenszucht, die Pflege der Wissenschaft und Förderung der Schulen im Auge habe, was allseitig lebhaft begrüßt wurde. So konnte es Abt Konrad wagen, die Äbte auf die Tage nach Christi Himmelfahrt 1819 in sein Stift einzuladen. Abt Pankratius Vorster, der damals in Arth weilte, und dem Abt Konrad eigens Wagen und Pferde angeboten hatte, kam nicht, dafür fanden sich die Prälaten von Muri, Engelberg, Fischingen, Rheinau und Mariastein ein. Abt Josef Arnold von Pfäfers war kurz vorher gestorben und so erschien aus diesem Stifte P. Johann Bapt. Steiner als Vertreter des Kapitels. Nur Disentis war nicht vertreten. Die Versammlung wurde am 24. Mai mit einer stillen hl. Messe, die Abt Konrad las und der alle Äbte beiwohnten, eröffnet. Von morgens 8 Uhr bis Mittag und von 2 bis $\frac{1}{2}$ 6 Uhr wurden dann Sitzungen gehalten. Zuerst erfolgte die Wahl der Visitatoren. Abt Konrad wurde als erster, Abt Januarius Frei von Rheinau als zweiter und Abt Ambrosius Bloch von Muri zum dritten Visitor erwählt. Zum Sekretär der Kongregation wurde P. Bernard Foresti von Einsiedeln aus-

erkoren, der am folgenden Tage bei Tische eine „elegante, erudite und eifrige Rede“ auf die Äbte und den Zweck ihrer Zusammenkunft hielt. Am 26. Mai verreisten die Prälaten wiederum. Bei den Versammlungen wurden vorerst einige Fragen über den Geschäftsgang der Konferenzen erledigt, sodann wurde die Frage behandelt, ob man die alten Privilegien der Kongregation in Rom wieder erneuern sollte oder nicht. Man hielt dafür, daß dies gut wäre, und so hat denn Abt Konrad in der Folge um die Erneuerung nachgesucht, die durch Breve vom 21. Januar 1821 erfolgte. Zu längern Erörterungen gab die Frage der Uniformität der Klöster Anlaß. Die Äbte waren wohl der Ansicht, daß es gut wäre, wenn die Klöster in ihrer innern Einrichtung soweit möglich eine gewisse Gleichheit beachten würden, doch fand man anderseits, daß jedes Kloster, je nach Lage und Ort, nach besondern Verhältnissen und der Anzahl der Mitglieder auch verschiedene Bedürfnisse habe, weswegen es gut sei, wenn ein freier Spielraum gelassen würde. Mehr Übereinstimmung wurde besonders in Bezug auf das Ordenskleid und vor allem in Bezug auf die Ordensstudien gewünscht. Bezüglich der Schulbücher wurde beschlossen, es sollen purgierte Bücher angeschafft werden; die sog. Einsiedler Grammatik soll verbessert neu herausgegeben werden; auch für die höhern Studien sollten nach Möglichkeit einheitliche Lehrbücher geschaffen werden. Wie Abt Konrad dieser Anregung nachkam, haben wir bereits gesehen. Auch die sog. Missionsfakultäten, für die Aushilfe in der Seelsorge ließ er dem Wunsche der Äbte gemäß in Rom erneuern. Der Anregung, nur Oblaten und keine Laienbrüder mehr aufzunehmen, kam man nicht nach, sondern man fand für besser, die Laienbrüder wieder wie bisher zu den feierlichen Gelübden zuzulassen. Wichtig für die Folgezeit war der Beschluß, daß die Klöster wieder visitiert und so der Stand der Disziplin überwacht werden sollte.¹

¹ Vergl. Die schweizerische Benediktiner-Congregation in den drei ersten Jahrhunderten ihres Bestehens. Solothurn, 1902. pag. 60 ss.

Mit der Visitation wurde 1821 den 30. April und 1. Mai im Stifte Einsiedeln der Anfang gemacht durch die Visitatoren von Rheinau und Muri, die mit dem innern Zustande des Klosters sehr zufrieden waren. Im gleichen Jahre visitierte Abt Konrad am 8. August das Kloster Muri, Ende September Rheinau und Fischingen. Im folgenden Jahre nahm er am 8. Mai mit dem Abte von Rheinau die Visitation des Klosters Engelberg vor. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch das Grab des sel. Bruders Klaus in Sachseln. Am 3. Juli fand in Pfäfers eine Visitation statt, wozu auch der Abt von Muri erschienen war. Hier sah es schon damals bedenklich aus. Abt Plazidus Pfister hatte wohl guten Willen, war aber den Umtrieben einzelner Konventualen nicht gewachsen. Er hatte klar erkannt, daß, um eine Besserung herbeizuführen, es vor allem nötig sei, die Heranbildung des Nachwuchses in tüchtige Hände zu legen. Schon bald nach seiner am 4. Juni 1819 erfolgten Wahl hatte er die Äbte der Kongregation um Sendung eines Novizenmeisters und Lehrers der Philosophie und Theologie gebeten. Aber weder in Einsiedeln noch in Muri wollten sich Leute dafür finden. So stellte der Abt Weltpriester als Professoren an. Anlässlich der Visitation wiederholte Abt Plazidus seine Bitte um Sendung eines Novizenmeisters. Abt Konrad, von der Notwendigkeit einer Reform überzeugt, versprach dem Abte auf seine Bitte hin, P. Benedikt Müller zu senden. Dieser kam denn auch am 23. Aug. nach Pfäfers, sah sich aber am 8. Oktober veranlaßt, infolge der gegen ihn gesponnenen Intrigen, Pfäfers wieder zu verlassen. Eine Rettung des uralten Stiftes erwies sich schon damals als unmöglich.

In den Tagen vom 28.—30. Juli 1823 fand in Muri eine zweite Versammlung der Aebte statt, wobei wieder Disentis nicht vertreten war. Abt Pankratius, der seit 1819 in Muri weilte, hatte das Kloster über diese Tage eigens verlassen. Hauptverhandlungsgegenstand war die Umänderung der alten Statuten, die nach einer gemachten Ausstellung „zu wenig über die Heranbildung von Weltpriestern und Staats-

männern, also von den eigentlichen Gymnasien, wodurch der Jugend eine umfaßendere wissenschaftliche Bildung beigebracht wird, sprechen und Vorschriften erteilen.“¹

Doch wurde in dieser Frage nichts Definitives beschlossen, sondern nur einige kleinere Disziplinarvorschriften erlassen. Auch die Lage des Klosters Disentis, das Differenzen mit der Bündnerregierung hatte, kam zur Sprache. In einem Kreisschreiben an die Klöster wurden die Meditation, die Armut und Beobachtung der Klausur besonders empfohlen.

Die Frage der Abänderung der Statuten wurde auch in der Folge noch lebhaft besprochen, insbesondere nahm sich P. Beat Kälin von Fischingen dieser Sache an. Er arbeitete einen eigenen Entwurf darüber aus. Doch kam dieser ebenso wenig zur Ausführung wie jene Studienpläne, die im Anschluß an die erste Aebte-Versammlung von 1819 entstanden waren. Der ausführlichste derselben stammt von P. Meinrad Kälin in Einsiedeln, der besonders auf das Studium der Naturwissenschaften großes Gewicht legte.

Als am 10. Oktober 1824 Abt Januarius von Rheinau seine Sekundiz feierte, fanden sich die Aebte von Einsiedeln, Muri, Fischingen und Engelberg in Rheinau zusammen, wo sie auch kurz Kongregationssachen besprachen. Eine eigentliche Aebteversammlung war aber für 1825, nach vorausgegangener Visitation in Disentis geplant. Da trat aber der Tod des ersten Visitators, Abt Konrads, dazwischen. Als Haupttraktandum für diese Versammlung war die Frage einer Klostergründung in Galizien vorgesehen, eine Frage, die Abt Konrad in seinen letzten Lebenstagen noch lebhaft beschäftigte. Bischof Ziegler von Linz hatte sich hauptsächlich mit diesem Gedanken befaßt und der Erzbischof von Lemberg sowie der Bischof von Tarnow ihn lebhaft unterstützt. Auch Kaiser Franz war ganz für diesen Plan. Aber schon am 29. Januar 1824 hatte Abt Konrad an Bischof Ziegler geschrieben: . . . Betreffs der begehrten Benediktiner

¹ Die Schweiz. Benediktinerkongregation etc. p. 68.

für Schule und ein Kloster in Galizien tut es mir unendlich leid, daß ich aus meinem Kloster keinen zur Verfügung habe und kaum einer von der Schweiz. Kongregation sich finden dürfte. Mein Kloster ist sozusagen eine zarte Pflanze, daran ich zwar meine Freude haben kann, die ich aber nicht beschneiden dürfte.“ Doch wurde die Frage noch nicht fallen gelassen; sie bildete vorerst den Gegenstand schriftlicher Verhandlungen und wurde wohl auch anläßlich der Aebtezusammenkunft in Rheinau 1824 mündlich besprochen. In Uebereinstimmung mit Abt Konrad schrieb Abt Januarius am 15. Februar 1825 an Bischof Ziegler: „Die Benediktinerklöster der Schweiz haben den ehrenvollen Antrag seiner Excellenz des Erzbischofs von Lemberg mit ganz besonderer Freude aufgenommen und halten sich eben darum verpflichtet, alles aufzubieten, was in ihren Kräften liegt, um einem so schönen und allergnädigsten Wunsch des so frommen Kaisers von Oesterreich zu entsprechen. Sie haben sich darüber im verfloßenen Jahre mehrmals miteinander beraten. Allein nur zwei Abteien, Einsiedeln und Muri, sind mit so vielen Priestern versehen, daß sie ihre eigenen Bedürfnisse zu decken vermögen. Alle andern Stifter unseres Ordens als Rheinau, Fischingen, Engelberg, Pfäfers, leiden selbst grossen Mangel. — Eine traurige Folge der Revolution und der mehr denn zehnjährigen Vertreibung der Religiösen von ihren Häusern. Auch ist der Zeitgeist mit der strengen Ordensregel, welche wir beobachten, in einem großen Widerstreit, daß wenige und nicht durchaus gewählte Jünglinge um die Aufnahme ansuchen. Es wird noch ein halbes Jahrhundert erfordern, bis unsere Schweizer Kongregation wieder sich dahin schwingt, wo sie vor 30 Jahren war, geschmückt mit ebenso vielen als gelehrten Männern. Damals würde es ganz ein leichtes gewesen sein, wo immerhin eine Kolonie von 20 auch dreißig guten Geistlichen zu senden. Heutzutage könnten wir nicht vier ganz verläßliche Individuen ermitteln, die zu Hause entbehrlich wären, und fern sei es von uns, zu einem so heiligen Werk Leute abzusenden, die

nicht vollkommen geprüft, eben zur Gründung eines Institutes nicht geeignet zu sein schienen. . . .“¹ Trotz diesen ungünstigen Aussichten wollten die Aebte 1825 die Frage doch noch eingehender besprechen und taten es in der Folge auch auf der am 7. und 8. August 1826 in Rheinau gehaltenen Versammlung. Aber weder dort, noch in Folge der fernerhin gepflogenen Unterhandlungen kam es zur wirklichen Ausführung des Projektes. Was aber Abt Konrad immer angestrebt und befürwortet, die eifrige Pflege der Wissenschaften und der Schule, wurde späterhin wie in seinem eigenen Kloster so auch in den andern Klöstern der Kongregation getreu verwirklicht.

9. „Bischof der Waldstätte.“

Die Helvetik und Mediation hatten auf politischem Gebiete eine völlige Umgestaltung der alten Schweiz gebracht. Es konnte nicht ausbleiben, daß eine solche auf kirchenpolitischem Gebiete folgen mußte, zumal ein großer Teil des Landes unter dem Bischofe von Konstanz, also einem ausländischen Oberhirten, stand. Schon in Ausführung des Reichsdeputationshauptschlusses, demzufolge die Schweiz für die dem Hochstift Konstanz in ihren Gebieten gelegenen Besitzungen dem Großherzog von Baden und dem damaligen Bischof Karl von Dallberg gewisse Entschädigungen zu verabfolgen hatte, wurde die Möglichkeit einer Lostrennung der schweizerischen Gebietsteile des Bistums ins Auge gefaßt. In der Folge kam es wirklich schon 1804 zu Beratungen über eine Lostrennung und Bildung von schweizerischen Bistümern, die aber nicht weit gediehen. Auch in den folgenden Jahren gepflogene Verhandlungen kamen nicht voran. Vorderhand schien alles beim alten verbleiben zu wollen.

Am 20. Juli 1808 teilte Generalvikar Wessenberg dem Kanton Uri mit, daß er und die übrigen Urkantone in Zu-

¹ Die Kopie dieser u. a. einschlägiger Briefe verdanke ich meinem Hochw. Herrn Mitbruder P. Placidus Sattler O. S. B. in Scheyern, Bayern.

kunft seine Priesteramtskandidaten nach Vollendung der theologischen Studien zu einem praktischen Kurs noch in ein bischöfliches Seminar zu Luzern oder Meersburg zu senden habe. Kein Kandidat würde ohne Absolvierung dieses Kurses zu den höhern Weihen zugelassen. Die Urkantone und Zug, die bisher in diesen Stücken immer frei gewesen, wollten nichts von einer solchen Verfügung wissen, zumal die genannten Seminare nicht im Rufe besonderer Kirchlichkeit standen. Wessenberg wollte aber von seinem Plane nicht abgehen. Trotz allen Zusicherungen, die er gab, trauten ihm die Kantone nicht. In ihrem Kreise tauchte der Plan auf, ein eigenes Seminar im Kloster Einsiedeln zu errichten. Zum ersten Mal soll dieser Gedanke auf einer Konferenz der Urkantone vom 15. Juni 1809 während der Tagsatzung in Freiburg erörtert worden sein.¹ In Einsiedeln scheint man indessen erst am 24. Juli von diesem Plane Mitteilung erhalten zu haben. Landammann Alois Reding ersuchte damals brieflich im Namen der Urstände und des Kantons Glarus um die Errichtung eines Seminars. Eine darüber gehaltene Beratung ergab die Zustimmung der ältern Kapitularen zu diesem Plane, wofern auch Konstanz vollkommen einvertanden wäre und dem Kloster keine neuen Lasten und Schwierigkeiten daraus entstünden. Abt Konrad schrieb am 29. Juli an Reding: „Der unerwartete Antrag der hohen Stände, ein Seminarium bei uns zu errichten, ist fürwahr schmeichelhaft für uns, und verdient den ehrerbietigsten Dank, den ich auch wirklich herzlich erstatte. So ein Zutrauen ist ehrenhaft, so ein Werk ist wichtig und so ein Herz, wie das meine, fühlt die Pflicht, alles zu unternehmen, was den Wünschen der Urkantone, besonders dem teuern Schutzort entsprechen und das allgemeine Beste befördern kann. Nichts anders, dann pure Unmöglichkeit wird mich an der Ausführung hindern. — Nun aber muß ich auch im

¹ M. Kothing. Die Bistumsverhandlungen der schweizerisch-konstanzischen Diözesanstände von 1803—1862 mit vorzüglicher Berücksichtigung der Urkantone (Schwyz 1863) p. 24, Anm.

ganzen Vertrauen gestehen, woher diese Unmöglichkeit in der gegenwärtigen Lage zu befürchten — nämlich von Konstanz — von den Klöstern — und von den jungen Leuten her.“

Von Konstanz fürchtete er, daß man die Einwilligung nicht geben werde. Diese sei aber absolut notwendig. Man könne nicht, wie der Nuntius — der in der Frage, wie es scheint, bereits begrüßt worden war — einfach von Rom aus mit Umgehung der Konstanzer Kurie ein Seminar diktieren. „Rom hat schon mehrmal an Dallberg und Wessenberg geschrieben, und sie blieben bergfest auf ihren Plänen, ohne einen Schritt zu ändern.“ So werde Rom auch da nichts ausrichten können; freiwillig aber werde Konstanz kaum auf diese Pläne eingehen. „Bei uns wird es schwer gehen aus Furcht, die jungen Priester möchten zu mönchisch werden, gar zu alte Orthodoxie auflesen, die Neuerungen verachten, und folglich mit andern nicht wohl harmonieren. Sollte aber die Curia uns das Seminar erlauben, aber mit Vorbehalt, die Visitation darüber zu halten, die Vorschriften zu machen, die Bücher zu bestimmen etc., so wüßte ich nicht, was für ein Unterschied es wäre, in Meersburg sein, oder in Einsiedeln meersburgisch sein?“

Vom ökonomischen Standpunkt aus fürchtet der Abt, daß dem Kloster zuviel auf einmal zugemutet werden möchte. Wenigstens ein Jahr wäre erforderlich, um die nötigen Einrichtungen zu treffen. In Bezug auf die jungen Leute fürchtet der Abt: „Die jungen Herren Geistlichen werden vielleicht eine neue Hindernis in Weg legen: genaue Zucht wird sie schrecken; Fleiß in allen Wissenschaften wird ermüden; und wenn die Kost nicht extra ist, so werden sie uns wenig danken; Arme werden nichts zahlen, Reiche werden an andere Orte wollen und Dumme werden eine schlechte Figur und wir mit ihnen uns wenig Ehre machen. — “ Aber alles wird ihn nicht abhalten, sein Bestes zu wagen, denn „die Notwendigkeit einer Reform fällt jedem Unparteiischen ins Auge; schlechte Pfaffen sind die Pest des Landes und die elendesten Stützen des Staates.“ Aber er fürchtet alles von

Konstanz, denn, in diesen Tagen seien wieder ganze Gepäcke von Neuerungen in Luzern angekommen und die Curia Constantiensis scheine eine ganz neue Welt erschaffen zu wollen.

Schwyz machte von der Antwort des Abtes am 4. September den übrigen Ständen Mitteilung und teilte ihnen zugleich den Entwurf eines diesbezüglichen Schreibens an die Kurie mit. Nachdem dieses Schreiben allorts gebilligt, sandte es Uri am 28. September nach Konstanz ab. Von dort langte am 10. November die Antwort ein, daß die Errichtung eines Seminars im Stifte Einsiedeln „sowohl den Wünschen des Bischofs als den Satzungen des Kirchenrates von Trient“ entspreche. Der Bischof müsse sich aber Leitung und Oberaufsicht über dasselbe, die innere Einrichtung, Tagesordnung, Disciplin, die ganze Leitung des Unterrichtes vorbehalten. Ob Einsiedeln nicht besser tun würde, die Priesteramtskandidaten in den schon bestehenden Seminarien zu unterstützen, als ein neues Seminar aufzustellen?“¹

Abt Konrad, von dieser Antwort unterrichtet, übersandte Reding „vertrauliche, aber ehrenbietige Bemerkungen über den Seminari-Antrag von Constanz“, worin er mit einem neuen Vorschlage aufrückt. Er findet, daß der Besuch des verlangten Seminarkursus, der nur ein halbes Jahr dauern soll, nicht zu hoch angeschlagen werden dürfe. Weit wichtiger sei die übrige Vorbereitung der Theologen durch das Studium der Philosophie und Theologie, hier müsse ein gediegenes Fundament gelegt werden, dann werde auch ein Seminaufenthalt in Luzern oder Meersburg keinen großen Schaden anrichten können. Darum erklärt er sich bereit, in seinem Stifte die Schulen zu erweitern, Philosophie und Theologie in den Lehrplan aufzunehmen, um so tüchtige Geistliche heranbilden zu können. Dagegen werde Konstanz nichts einwenden können und da werde es auch nicht hineinregieren können. Aber auch ein solcher Plan müsse wohl erwogen werden.

¹ Kothing, p. 25.

In seiner offiziellen Antwort an die interessierten Kantone schrieb der Abt am 2. Januar 1810: „Die Absicht der Urkantone ist vorbei, wenn Konstanz die Direktion des Unterrichtes, der Disciplin und Lebensordnung sich vorbehält.

Die Exemption der Abtei ist auch vorbei, wenn der Bischof Leitung und Beaufsichtigung bei uns haben will;

Die Ökonomie ist vorbei, wenn Wessenberg über das Mangelhafte und Unzureichende der Anstalt und des Gebäudes disponieren will;

Die Klosterzucht ist endlich vorbei, wenn die Professoren nicht unter meinem, sondern fremden Befehle stehen.

Daher ist der Entschluß meines Kapitels allgemein, daß es fast besser wäre, nicht zu sein, als unter dem Drucke solcher Machthaber zu sein.“¹

Der Abt glaubte übrigens, der Bischof Dalberg, der damals in Paris weilte, würde willfähriger als die Kurie sein, weshalb man seine Rückkunft abwarten möge. Von seinem neuen Projekte schrieb er hier nichts, doch mochte Reding jedenfalls unter dem Eindrucke desselben im Rate bewirken, daß man Uri am 9. Januar mitteilte, man möge das Einsiedler-Seminarprojekt fallen lassen und den Bischof ersuchen, den geforderten Seminarbesuch fakultativ zu machen. Am 12. Juli 1810 wurde man beim Fürstprimas Dalberg vorstellig, dessen Antwort vom 16. August aber abschlägig lautete.²

Die Seminarfrage ruhte demnach wieder, weniger aber die andere Frage, die Lostrennung der schweizerischen Gebiete vom Bistum Konstanz betreffend, die gelegentlich wieder angetönt worden war.

Im Kreise der Geistlichkeit und der führenden Männer wurde die Lostrennung von Konstanz immer wieder besprochen. Durch ein Kreisschreiben an Uri und Unterwalden brachte Schwyz am 24. Dezember 1812 die Angelegenheit aufs neue

¹ Kothing, p. 26.

² Kothing, p. 26/27.

in Fluß. Laut diesem Schreiben hatte man sich beim päpstlichen Nuntius vertraulich erkundigt, wie Rom sich zu einer allfälligen Lostrennung stellen würde. Die darauf erteilte Antwort ermutigte Schwyz zu neuen Schritten. Die Folge war eine Konferenz der drei Orte in Gersau den 20. Januar 1813, sowie weitere Verhandlungen mit dem Nuntius.

Zu gleicher Zeit tauchte auch die Seminarfrage wieder auf. In Luzern war als Regens der Exkarmelit Dereser angestellt worden, der mit seinen Lehren nicht mehr auf katholischem Boden stand. Eine Anfrage durch die Orte beim Nuntius wurde mit dem Rate beantwortet, die drei Kantone möchten ihre Priesteramtskandidaten weder nach Luzern noch nach Meersburg mehr senden, sondern einen andern kanonischen Weg verlangen oder vorschlagen, damit diese Kandidaten zu den hl. Weihen gelangen könnten. Auf eine weitere Anfrage, wie dies gemeint sei, erklärte der Nuntius, unterm 13. März, „man soll dem Generalvikariat von Konstanz in festem und entschlossenem Tone vorschlagen, daß ihre Jünglinge fürhin die Theologie ganz oder teilweise im Stift Einsiedeln studieren, oder daß sie, wie vor Errichtung des Seminars in Luzern, ihre Studien in den Kollegien machen, und sich dann behufs Erteilung der Weihen zur vorgängigen Prüfung bei dem Ordinariat stellen.“¹ Dieser Vorschlag der Nuntiatur fand gute Aufnahme. Als die Schwyzerregierung am 12. April dem Generalvikar anzeigte, daß sie die Seminaristen aus Luzern wegberufen und ihnen den Besuch der bischöflichen Seminarien verboten habe, schlug sie vor, die Theologen sollten in Zukunft ihre Theologie im Stifte Einsiedeln absolvieren können, oder dann solle der Zustand wieder in Kraft treten, wie vor Errichtung des Seminars in Luzern. Der Nuntius, von diesem Schritt benachrichtigt, belobte in einem vom 18. April aus Einsiedeln datierten Schreiben dieses Vorgehen. Der Kantonsrat von Schwyz beschloß am 30. April, an den Abt von Einsiedeln offiziell das Ansuchen zu stellen,

¹ Kothing, p. 38.

er möchte in seinem Stifte einen Kurs für Philosophie und Theologie einrichten. Nachdem sich Abt Konrad schon Reding gegenüber unterm 12. Mai über die Zumutung der Standeskommission betreffend Aufnahme der Seminaristen, deren Kost und Logis, Unterricht etc. beschwert hatte, setzte er auch unterm 15. Mai der Regierung die Gründe auseinander, die der Ausführung entgegenstanden. Doch erklärte er sich unter gewissen Bedingungen bereit, einigermaßen entgegenzukommen. Die Regierung wagte auf das hin nicht weiter vorstellig zu werden.

Für Abt Konrad war die Sache umso unangenehmer, als damit noch eine Frage verquickt wurde, die ihm persönlich sehr nahe ging. Schon am 30. Dezember 1812 hatte er sich veranlaßt gesehen, Reding zu schreiben: „Sollte auch nur von Weitem ein Gedanke von einem künftigen Regular-Bischof Platz finden, so versichere ich Hochselbe zum voraus, daß die Nuntiatur gewiß nicht dazu helfen, die Weltpriesterschaft darwider protestieren, kein Abt, der sein Kloster liebt, es wünschen, und der Römische Stuhl es schwerlich genehmigen würde.“ Und am 3. Februar 1813 schrieb er nochmals: „Ein dumpfes Gerücht fängt unter mißvergnügten Geistlichen und Weltlichen in Umlauf zu kommen, unser Abt habe ambitiöse Flausen im Kopfe. Gott bewahre mich hiervon, weil ich die Folgen davon in und aussert dem Kloster gar wohl einsehe. Hochselbe werden mir hoffentlich auf jeden Fall hin der schützende Zeuge sein, daß ich weder Anträge mache, noch Anträge empfangen, und daß ich wenigstens nicht so dumm bin, Dummherren in Einsiedeln zu wünschen.“ Also die Frage eines Regularbistums scheint schon 1812, nicht erst 1818 in der Luft gelegen zu sein. Und schon da nimmt der Abt jene Stellung ein, die er auch später inne hatte, was man immer auch Gegenteiliges sagen mochte.

Die Frage der Bistumstrennung fand eine vorläufige Lösung in der 1814 erfolgten faktischen Lostrennung der schweizerischen Gebietsteile und deren Unterstellung unter

den bisherigen Propst von Beromünster, Franz Bernard Göldin von Tiefenau als Apostolischen Vikar, der am 10. Januar 1815 feierlich installiert wurde.

Aber diese Lösung wurde allgemein doch nur als Provisorium betrachtet. Darum wurden auch zu Beginn des Jahres 1816 ernstliche Verhandlungen über die Gestaltung eines Schweizerischen Nationalbistums in Angriff genommen. Zuerst tauchte der Plan auf, ein solches mit Sitz in Luzern zu errichten. Damit wurden bald aber andere Fragen verquickt, so die Wiederaufrichtung des Stiftes St. Gallen und der Fortbestand des alten Bistums Basel. Während man in der Ostschweiz den Gedanken erwog, das alte Stift als Regularbistum wieder erstehen zu lassen, suchte man im Nordwesten eine Verbindung mit Basel herzustellen. So gingen die Meinungen allmählich stark auseinander, wenn auch der Gedanke eines nationalen Bistums noch nicht aufgegeben wurde. In Schwyz tauchte bereits zu Beginn des Jahres 1817 der Gedanke an ein eigenes Bistum der Urkantone, denen sich Glarus noch anschliessen könnte, auf. Zugleich kam damit schon in dieser Zeit auch der Gedanke an ein Regularbistum mit Sitz in Einsiedeln auf.

Reding schrieb am 17. April 1817 an Abt Konrad: „Ich habe schon mehrere Male bemerkt, daß die Idee, ich weiß nicht in welchem Kopfe sie zuerst entstanden ist, bedeutende Anhänger gewinnt: daß man den gnädigen Herrn in Einsiedeln der Regularität seines Stiftes unbeschadet, zum Bischof der drei Urstände machen sollte. Wann also über kurz oder lange Ihnen ein solcher Antrag gemacht wird, so ersuche ich Sie recht sehr, denselben nicht von der Hand zu weisen; alle Ihre Gründe gegen ein solches Regularbistum habe ich vom Jahre 1813 her noch in frischem Gedächtnis, auch das, was uns dort dagegen eingenommen, aber man sagt, man werde Sie zwingen.“ Tags zuvor hatte Landammann Weber dem Abte berichtet: „Hier fängt man an, zu glauben, daß es für die Urkantone zuträglicher wäre, unsern neuen Bischof in Einsiedeln zu suchen und ich bin

auch dieser Meinung. Von dem hl. Stuhle würde das mit Freuden zugegeben werden und wir könnten dann ruhig zusehen, wie die schwierigen Erörterungen der andern Kantone mit dem hl. Vater sich lösen werden.“

Auf diesen Brief antwortete Abt Konrad am 21. April in längerer Ausführung, daß „das Bistum zu Einsiedeln in der Person des Abtes den kleinen Kantonen nie ersprießlich, dem Kloster sein Ruin, dem Abte eine Todesplage“ wäre. Und an Alois Reding schrieb er unterm 22. April 1817. „Wegen der Bischofswürde kann von mir keine Rede sein, mögen immer Zeitungen oder Privatmeinungen davon sprechen, was sie wollen. Ich erkläre öffentlich auf mein Priesterwort, daß ich nie einwilligen werde, und wenn man mich zwingen will, so lege ich die Abtei nieder, und lasse jedem andern die Ehre über, ein Zerstörer der klösterlichen Zucht und Oekonomie zu werden. Ich kenne in Wahrheit die Sache und ihre Folgen — theologisch-moralisch, physisch und ökonomisch betrachtet, viel zu gut, als daß ich dadurch ein Opfer der Zeiten werden wollte. Mein Alter, Gesundheit, kurz mein Kopf, Herz, Leib und mein Kloster sind nicht geeignet, eine neue, schwere und gefährliche Bürde aufzunehmen, und wenn ich sogar den Grossprecher machen muss, finde ich noch dermal keinen Ueberfluß an Subjecten, die nach meinem Tode den Wünschen der Kantone, dem Genie der Weltgeistlichkeit und den Bedürfnissen der Heerde leicht entsprechen würden.

In dieser festen Ueberzeugung beteure ich, daß ich ein Bistum zu Einsiedeln noch für mein Individuum noch für das Kloster in Zukunft, noch selbst für die Urkantone in ihren Verhältnissen annehmbar oder ersprießlich finden kann.

Ich bitte also um alles Heiligen Willen, daß Sie bei jedem Anlasse durch Ihr mächtiges Vorwort den möglichen, obschon ungläublichen Sturm von mir abwenden; sollte er aber unvermutet einbrechen, so werfe ich mich lieber auf Gutglück in die Wellen, als daß ich ein Ruder, dem ich nicht gewachsen bin, ergreife. Weder Kleinmut noch Politik heissen

mich so sprechen; ich gehe von Gewissenstrieben aus und werde lieber den Menschen mißfallen, als meiner Ueberzeugung untreu sein.“

Offiziell tauchte erst in einer Zuschrift des Marchkapitels an die Bistumskommission in Schwyz am 12. Juni 1817 der Plan auf, die vier Waldstätte mit Glarus zu einem Bistum zu vereinen. Von Einsiedeln war da noch nicht die Rede. Wirklich ergaben die folgenden Verhandlungen der Kantone bald, daß von einem Nationalbistum keine Rede sein könne, die Sonderinteressen der einzelnen Kantone gingen zu sehr auseinander. Bern und Luzern suchten in der Folge den Anschluß an die alte Diözese Basel zu erreichen. Für diese Idee wollte man auch die Urkantone und Zug gewinnen. Aber diese fanden den Entwurf für unannehmbar und kamen wieder auf den Gedanken zurück, mit Glarus ein eigenes Bistum gründen zu wollen.

Da nahm nun der Gedanke, ein Regularbistum mit dem Abte von Einsiedeln an der Spitze, greifbarere Gestalt an. Die schwyzerische Bistumskommission, die sich zur Besprechung der Frage am 29. Dezember versammelt hatte, beschloß, daß zwei Projekte ausgearbeitet werden sollten, eines für ein Regular-, das andere für ein Säkularbistum. Mit der Ausarbeitung des erstern Projektes wurden Sextar von Rickenbach in Steinen und Pfarrer Enzler in Arth betraut, während Kommissar Faßbind in Schwyz und Pfarrer Camenzind von Morschach den Plan für ein Säkularbistum ausarbeiten sollten.

Abt Konrad war über die Lage der Dinge durch Reding auf dem Laufenden erhalten worden. Seine Stellungnahme zu den verschiedenen Projekten spricht er in einem Briefe vom 24. Dezember 1817 klar und deutlich aus. „Ich danke ehrerbietig für die Mitteilung des neuen kirchlichen Systems; es ist wichtig, unerwartet und zeigt eine sehr schöne Seite, die mir gefällt. Lieber alte Bistümer erweitern, als neue erschaffen, weil alles Neue den Stempel des bösen Zeitgeistes an sich hat. Basel also zu Luzern? Der jetzige Bischof,

den ich kenne, wird wohl gefallen, aber die künftigen Wahlrechte kann ich mir nicht vorstellen, und sie ängstigen mich. Soll Luzern einen Vorsprung vor allen Wählern haben? Soll Bern auch Einfluß gewinnen? Sollen die andern Kantone Kerzenstockträger sein, oder als Extra-Residentiales nur activam, nicht passivam vocem haben? Ein Bischof, ein Legat, eine Kantonsregierung im Bezirke einer Viertelstunde, ist freilich ein lebhaftes Leben, aber es setzt gern Contraste ab. Wir müssen einen Legaten von Rom haben, halte er sich hernach in der Schweiz auf, wo er will. Diese Wache des Katholizismus ist nie nötiger als jetzt, wo man aus Erfahrung gelernt hat, daß die Infallibilität weit artiger in Rom, als in Deutschland zu erwarten ist. Recht von der Brust zu sagen, sehe ich nicht ein, was die kleinen Kantone Kluges machen könnten, aussert sich, mit einigem Vorbehalten, an den Plan anschliessen. Von Einsiedeln kann nie eine vernünftige Rede sein; Mönche taugen nicht zu Weltgeistlichen, die Diözese wäre ja zum Gelächter und unser Kloster wäre in wenigen Jahren dahin. Unser einziges Glück finde ich in dem, daß wir unmittelbar unter Rom sind, und also wenig Zänkereien mit den Bischöfen haben, daß wir einem schönen Teil Welt durch die Wallfahrten nützlich sein können, und daß wir auch unserm Kantone nicht zu Schanden gereichen werden. Rom könnte und würde es nie zugeben, daß wegen drei kleinen Kantonen eine Trennung vom uralten Baslerbistum geschehe, besonders da der Bischofsitz so nahe, die Gelegenheit so bequem, und der Staat selber gute nachbarliche Harmonie erfordert und dieses Mittel dazu vieles beitragen kann. Ich bitte also inständigst, abstrahieren Sie rundaus von uns, wenn man auch nur scherzweise von derlei Dingen redete, wir taugen da nicht . . .“

Trotzdem gingen die Dinge vorwärts, Reding selber galt als einer der eifrigsten Verfechter des Gedankens eines Regularbistums. Schon am 12. Januar 1818 wurden der Kommission in Schwyz die beiden Gutachten vorgelegt. Das von Pfarrer Enzler — einem ehemaligen Kapitularen von

St. Gallen — über die Schaffung eines Regularbistums verfaßte, entsprach aber ebenso wenig, wie das von Kommissar Faßbind vorgebrachte.

Auf den 21. Januar 1818 berief unterdessen Uri eine Konferenz der vier kleinen Kantone nach Gersau, wo man gemeinsam den Stand der Dinge besprechen wollte. Hier brachte Schwyz seinen Doppelplan vor, über den die Abgeordneten zu Hause referieren wollten. In der Folge hatten aber Uri, Unterwalden und Zug eher Lust, sich an Basel anzuschließen, so daß Schwyz mit seiner Idee allein blieb, was dazu führte, daß es an den weiteren Verhandlungen der andern Orte keinen Anteil mehr nahm.

In Schwyz kam die Bistumsfrage am 26. April vor die Landsgemeinde, die beschloß, vorderhand eine abwartende Stellung einzunehmen. Landrat und Geistlichkeit sollten die weitere Führung der Geschäfte besorgen. Vorab wünschte man nicht mit solchen Ständen vereinigt zu werden, die nur zum Teile katholisch waren. Die Nuntiatur wurde sowohl von diesem Entschlusse, wie auch von den bestehenden Projekten unterrichtet. Internuntius Belli berichtete über die Lage nach Rom.

Schon am 4. Juni erhielt man in Schwyz ein Schreiben der Nuntiatur, worin mitgeteilt wurde, daß der Papst von den beiden Projekten jenem, das die Errichtung eines Regularbistums in Einsiedeln vorsah, den Vorzug gegeben und in diesem Sinne seine Weisungen erteilt habe. Abt Konrad selber erhielt ein vom 23. Mai 1818 datiertes päpstliches Breve, worin ihm mitgeteilt wurde, daß ihm durch den Internuntius „was der hl. Vater von ihm wünsche und was er mit dem Kloster vorhabe“ eröffnet werde. Der hl. Vater gab überdies der Hoffnung Ausdruck, daß der Abt sich gern und freudig dem Wunsche Roms unterziehen werde.

Durch Schreiben vom 4. Juni eröffnete der Internuntius dem Abte, daß der hl. Vater gewillt sei, die Abtei zum Bischofsitze zu erheben für den Kanton Schwyz, ihr aber

auch noch weitere schweizerische Gebietsteile zu unterstellen, wenn dies gewünscht werde.

In Schwyz wie in Einsiedeln war man über diese rasche Entschliessung Roms ungefähr gleich überrascht. Der Abt berief in dieser sehr wichtigen Frage, zu der er, wie wir sahen, schon längst entschlossen Stellung bezogen hatte, sein Kapitel auf den 8. Juni. Er selbst erschien an demselben nicht, um den Kapitularen Raum zu freier Aussprache zu gewähren. Der Beschluß des Kapitels erging dahin, an den hl. Vater ein ehrerbietiges Schreiben zu senden und ihn zu bitten, von der Errichtung eines Bistums in Einsiedeln absehen zu wollen, da man für das Kloster und seine Disziplin das Schlimmste befürchtete.

Indessen langten bereits von allen Seiten Glückwunschschriften in der Abtei an. Am 11. Juni erschienen von Schwyz Commissar Faßbind und Sextar Rickenbach von Steinen, als Vertreter der Geistlichkeit, sowie Landammann Weber, Landammann Hediger und Seckelmeister Zay, als Vertreter der Behörden, um zu gratulieren und um die nötigen Besprechungen einzuleiten. Umsonst hatte da Abt Konrad am 8. Juni an Landammann Hediger und Commissar Faßbind geschrieben: „Sollten Sie von Rom oder der Nunciatur Rescripte erhalten, die sich auf meine Person, oder auf das Bistum im Kloster beziehen, so beschwöre ich Sie bei allem, was heilig und verbindend ist, mit der Publikation bis auf weitere Aufschlüsse abzuwarten, indem ich wider alles, was in diesen Sachen ohne mein Wissen und Willen unterhandelt worden oder werden kann, auf das feierlichste protestiere, indem ich von der Stunde an zum hl. Stuhl appelliere und indem ich meine Abtei zu den Füßen des heiligen Vaters freiwillig und ehrenbietigst niederlege“. Abt Konrad mußte auf dem Entwurf zu diesem Schreiben beifügen: „Aber heute höre ich, daß in Schwyz schon alles, eher als hier, bekannt war!“ Commissar Faßbind hatte in einer Sitzung der Bistumskommission am 7. Juni bereits von dem an den Abt erlassenen päpstlichen Schreiben Mitteilung

gemacht und zugleich auch eröffnet, daß Uri und Nidwalden ihre Unterwerfung unter Roms Verfügungen ausgesprochen hätten — welche letztere Behauptung allerdings unrichtig war. Sogleich wurde beschlossen, oben erwähnte Deputation nach Einsiedeln abzuschicken.

Als diese am 11. Juni beim Abte vorsprach, war bereits die Antwort auf das päpstliche Schreiben abgegangen. Darin legten Abt und Konvent dem hl. Vater dar, wie sehr das Kloster durch die französische Invasion in seiner ökonomischen Lage geschwächt worden, so daß es kaum in der Lage wäre, den verschiedensten Bedürfnissen, die sich mit der Gründung eines Bistums wie von selbst einstellen würden, gerecht zu werden, ohne seine bisherigen Aufgaben zu vernachlässigen. Für die klösterliche Disciplin wäre eine solche Einrichtung der sichere Ruin; zudem würde ein großer Teil der Weltgeistlichkeit und der Laienwelt sich kaum mit einem Regularbistum befreunden können bei dem großen Gegensatz zu den Klöstern. Einsiedeln könne weit besser ohne eine solche Belastung seinen bisherigen Aufgaben nachkommen. Weit besser wäre, nach ihrem Dafürhalten, wenn sich Schwyz und die andern Kantone an das schon bestehende Bistum Chur anschließen würden.

Den Deputierten wurde von diesem in Rom unternommenen Schritte Mitteilung gemacht und ihnen zugleich die Gründe mitgeteilt, warum man eine solche Ehre ablehnen zu müssen glaubte. Damit mußten sich die Herren bescheiden. Ihr Bericht wurde in Schwyz nicht ungünstig aufgenommen, denn hier begann man zu fürchten, Rom möchte in der Frage allzu eigenmächtig vorgehen. Eine Befürchtung, die auch Luzern teilte. Man beschloß in Schwyz, an den hl. Vater, dem man bereits durch ein Schreiben vom 8. Juni den Dank für seine Verfügung hatte ausdrücken lassen, das Gesuch zu stellen, er möchte bei seiner Verfügung vom 23. Mai verbleiben, aber bei der genauern Festlegung des Verhältnisses zwischen Bischof und Landesregierung den Wünschen der Regierung auch Rechnung tragen.

Auch Uri war durch Breve vom 23. Mai von der Absicht Roms in Kenntnis gesetzt und eingeladen worden, entweder sich dem neuen Regularbistum zu unterstellen, oder aber sich an das Bistum Chur anzuschließen. So rasch wollte man aber sich in Uri weder für das eine noch andere entschließen, sondern erst die Entwicklung der Dinge in Luzern abwarten.¹ Auch Obwalden wollte von einem Anschluß an Einsiedeln nichts wissen.

In Rom trafen das Schreiben der Schwyzer und das des Stiftes wohl fast gleichzeitig ein; möglicherweise wurden beide gleichzeitig durch die Nuntiatur befördert. Der Erfolg war der, daß der hl. Vater auf seinem Willen beharrte; das Schreiben des Stiftes schien ihm gerade ein Zeugnis für den guten Geist im Kloster zu sein, der auch für das Gedeihen eines Bistums nur das beste zu versprechen schien. Im päpstlichen Antwortschreiben vom 11. Juli wurde auf das Beispiel von Fulda und St. Gallen hingewiesen, wo die klösterliche Disciplin nicht gelitten hätte, trotzdem die dortigen Äbte bischöfliche oder quasi-bischöfliche Gewalt ausübten. Immerhin versprach der Papst, daß er nichts Definitives verfügen werde, bevor alles wohl geregelt sei, was die Existenz des Klosters und die Erhaltung der Disciplin betreffe. Dieses Schreiben traf Ende Juli in Einsiedeln ein; das Begleit-schreiben des Internuntius datiert vom 29. Juli. Auf den 3. August wurde eine Kapitelsversammlung zusammenberufen, der freilich nur die zu Hause weilenden Patres beiwohnten. Es wurde beschlossen, dem hl. Vater vorderhand den Dank für seine Güte auszusprechen und sich ihm vertrauensvoll zu überlassen; über die Errichtung eines Bistums aber, gegen die die Mehrzahl der Kapitularen waren, sollte noch ein Generalkapitel gehalten werden. Das Schreiben nach Rom wurde noch am gleichen Tage ausgefertigt. Auf den 3. September wurde ein Generalkapitel einberufen. Schon vorher hatten die meisten der auswärts weilenden Patres schriftlich

¹ Schreiben vom 26. Juni 1818.

ihrer Ansicht Ausdruck verliehen, die einstimmig dahin ging, alles zu versuchen, um Rom von seinen Gedanken abzubringen.

Am 3. September eröffnete Abt Konrad das Generalkapitel, dem alle Patres bis auf drei beiwohnten. In den einleitenden Worten wies der Abt darauf hin, daß hier nicht der Ort, zu erörtern, woher die unerwartete Entschliessung Roms komme. „Ich weiß gar nichts, und Gott ist mein Zeuge und Richter, daß ich so wenig als jeder unter Euch weder Ursache, noch Anlaß, noch Beförderer hievon war und nicht einmal sein konnte. Auch darum handle es sich nicht, ob man sich zu unterwerfen hätte, wenn Rom fest auf seinem Ansinnen verharre, sondern die Frage ist: ob und wie wir unser Kreuz in Demut ablehnen und den hl. Vater durch neue ehrerbietige Bitten und Vorstellungen bewegen mögen, den bitteren Kelch vorübergehen zu lassen!“

Der Abt selber verließ nach dieser Ansprache die Kapitelsversammlung, um den Kapitularen ungehindert Gelegenheit zur Aussprache zu geben. Nach einer allgemeinen Klarlegung der Sachlage und einer diesbezüglichen Aussprache beschloß man, zur reifern Erdauerung der Frage eine Kommission einzusetzen, in die acht Mitglieder des Kapitels gewählt wurden und die, dem Wunsche der Kapitularen gemäß, der Abt präsidieren sollte. Die Ansicht der Kommission ging, wenn auch nicht einstimmig, doch dahin, daß man auf der Ablehnung beharren solle. Dies sollte dem Internuntius Belli, der sein Erscheinen in Einsiedeln zugesagt hatte, aber bis dahin noch nicht gekommen war, durch einen Abgeordneten eröffnet werden. Das Kapitel war mit diesem Vorgehen einverstanden. P. Paul Ghiringhelli wurde vom Abte als Abgeordneter an den Internuntius bezeichnet. Da langte dieser am 5. September spät abends in Einsiedeln an. Er wollte sogleich Schwyzer Abgeordnete nach Einsiedeln berufen, um mit diesen die Frage gemeinsam zu besprechen, doch gelang es, ihn vorderhand von diesem Schritte abzuhalten. Beim Internuntius wurde eine Deputa-

tion des Kapitels vorstellig und legte ihm die schwerwiegenden Bedenken vor. Der Internuntius wollte aber selber mit dem Kapitel verhandeln und so erschien er am 8. September nachmittags in der Versammlung. Er legte erst die ganze Entwicklung der Dinge den Herren vor, und erging sich dann über die Pläne Roms. Zum Schlusse meinte er, von einer Abweisung dürfe und könne keine Rede mehr sein, es könne sich nur darum handeln, wie man die Sache in Ausführung bringen wolle. Der Nuntius schien auf die Wünsche des Kapitels in keiner Weise eingehen zu wollen. Überdies drängte er, die Einladung nach Schwyz abgehen zu lassen. Im Kloster glaubte man, das ganze Projekt könnte am ehesten dadurch zu Falle kommen, daß Schwyz auf die gestellten Bedingungen nicht eingehe. Man ersuchte daher den Nuntius, die Bedingungen, auf Grund derer Rom die Errichtung eines Bistums in Einsiedeln wünsche, schriftlich niederzulegen.

Am Abend des 8. September langten drei Schwyzer Deputierte — Landammann Hediger, Pannerherr Weber und Landschreiber Balthasar Reding — in Einsiedeln an. Weder der Abt noch das Kapitel unterließ es, diese Herren von ihren Ansichten zu unterrichten und gegen die Errichtung des Bistums zu stimmen. Die Abgeordneten glaubten freilich, daß man nach allem auch in Schwyz nicht so leicht zurückgehen könne. Dem Internuntius gelang es daher umso leichter, sie für seine Pläne zu gewinnen.

Man verfiel schließlich auf den Gedanken, die Sache in die Länge zu ziehen, und die Ankunft des neuen Nuntius abzuwarten. Den Schwyzern wollte man eine Abschrift der vom Nuntius aufgestellten Bedingungen zur Erdauerung mit nach Hause geben; auch das Kapitel sollte sich eingehender über dieselben besprechen, und so hoffte man, Zeit zu gewinnen. Der Internuntius, der sich kurz mit dem Gedanken getragen hatte, Schwyz möchte sich Chur anschliessen und der Abt von Einsiedeln dann für diesen Teil als Weihbischof von Chur bevollmächtigt werden — gab sich schließ-

lich mit diesem Plane einverstanden. Von Seite des Klosters wurden aber bereits einige Bedingungen beigefügt, so daß der Internuntius, darüber sehr ungehalten, auf dem Punkte war, abzureisen. Das konnte indessen verhindert werden. Es kam noch zu einer gemeinsamen Conferenz zwischen dem Nuntius, den Abgeordneten von Schwyz und der Kapitelskommission, in der die Bedingungen, die das Kloster dem Kantone gegenüber stellen zu müssen glaubte, verhandelt wurden. Darüber aber mußten die Herren von Schwyz heimberichten und so verliessen sie Einsiedeln am 11. September, nachmittags.

Da der Internuntius den Schwyzer Abgeordneten gegenüber ziemlich fest betont hatte, welche Forderungen Rom für das Stift an Schwyz stellen und aufrecht erhalten müsse, hatte man im Kloster gute Hoffnung, daß sich der Plan zerschlagen würde. Am 12. reiste auch Msgr. Belli ab. Er ging über Schwyz, wo er sich noch mit den Herren, insbesondere mit Commissar Faßbind, einem wärmsten Freund des Einsiedlerbistums-Projektes besprechen wollte. Er wollte den Schwyzern auch den Plan, sich an Chur anzuschliessen und den Abt von Einsiedeln als Weihbischof zu nehmen, vorlegen. Vergebens hatte man im Kloster versucht, ihm diese Meinung auszureden, da man überhaupt von keinem Bistum und Bischof im Kloster etwas wissen wollte. In Schwyz setzte sich wirklich nun Belli vorab für diese Idee ein, wie aus einem Briefe Landammann Webers an den Abt erhellt. Man war aber auch in Schwyz der Meinung, die Ankunft des eigentlichen Nuntius solle abgewartet werden, ehe in der Sache etwas Entscheidendes unternommen werde.

Das Kapitel ließ am 15. September ein neues Schreiben nach Rom abgehen, in dem es dem hl. Vater für das erwiesene Wohlwollen und besonders auch für die Bedachtnahme auf Sicherung der Rechte des Klosters dankt. Sodann werden die neu aufgestiegenen Bedenken erwähnt, daß nämlich die übrigen kleinen Kantone sich einem Regularbistum nicht anschliessen wollen, daß der Weltklerus

immer mehr gegen ein solches Stellung beziehe, und daß die weltliche Obrigkeit kaum je ganz auf die gestellten Bedingungen eingehen werde. Das alles müßte von schlimmem Einfluß auf den Klostergeist sein. Auf Fulda und St. Gallen könne kaum hingewiesen werden, denn die dortigen Aebte seien zugleich auch die weltlichen Herren des Gebietes gewesen. Zum Schluß versichert das Kapitel seine Ergebenheit Rom gegenüber, bittet aber um gütige Berücksichtigung seiner Lage.

Das Generalkapitel wurde am 15. September aufgelöst. Der feste Wille der Kapitularen, der hier zum Ausdruck gekommen, verfehlte sichtlich auf die Nuntiatur wie auch auf Schwyz seinen Eindruck nicht.

Die Ursachen, daß dieses Projekt sich zerschlug, sind aber in erster Linie auswärts zu suchen.

In Schwyz hatte die nach Einsiedeln entsandte Kommission dem Landrate am 12. September Bericht erstattet, welcher beschloß, eine Kommission mit der Prüfung der Angelegenheit zu betrauen. Diese Kommission fand am 1. Oktober, daß man bei dem Projekte verbleiben und Rom um baldige Beendigung dieses Zustandes bitten solle. Von Rom erhielt man durch den Internuntius am 20. Oktober Bericht, daß in der Entscheidung eine Verzögerung eingetreten sei, man möge noch zuwarten. Einsiedeln selber hatte am 11. Oktober in einem längern Schreiben zu Händen des Landrates seine Bedenken wiederholt. Am 22. Oktober kam dem Landrat auch ein von sechs Geistlichen des innern Landes unterzeichnetes Schreiben zu, worin gegen die Errichtung eines Regularbistums Stellung genommen wird und verlangt wurde, daß in dieser Frage das gesamte Kapitel der Weltgeistlichkeit des Landes vernommen werde. Diese letztere Forderung erneuerten am 20. November 28 Geistliche.

In Uri und Unterwalden wollte man, wie schon bemerkt, mehrheitlich von einem Regularbistum nichts wissen. Von Uri aus wurde angeregt, die gesamte Geistlichkeit möchte zu verhindern trachten, daß die Urkantone kirchlich aus-

einandergerissen würden. Als sich das Sextariatskapitel Schwyz am 17. Dezember versammelte, beschloß man die Erledigung der ganzen Angelegenheit dem hl. Stuhle vertrauensvoll zu überlassen, gleichzeitig aber zu bitten, daß dem Säkularklerus auch nur ein Säkularbischof gegeben und daß die Urkantone nicht getrennt werden möchten. Die Konferenz sämtlicher Sextariatskapitel der Urkantone in Gersau, den 27. Januar 1819 folgte ganz den Beschlüssen des Schwyzer Sextariatskapitels. Damit war die „Einsiedler-Bistumsfrage“ erledigt. Nachdem das Sextariatskapitel Schwyz den Gersauerbeschlüssen am 4. März, das Marchkapitel am 31. März beigepflichtet, beschloss der Landrat am 16. April: „Es soll über die bischöflichen Angelegenheiten kein Schritt unternommen werden, bis das Schicksal zu fernerer Maßnahme uns einen Leitfaden an die Hand geben wird.“¹

Von Rom brachte 1819 Nuntius Macchi den Bericht, daß Rom die Schreiben des Abtes und Konventes wohl überlegen und darauf Rücksicht nehmen werde; sollte aber der Kanton Schwyz sich ferner für ein Bistum Einsiedeln erklären, so werde Rom dennoch das Bistum errichten. Die weitem Ereignisse brachten es mit sich, daß man bald von diesem Plane nichts mehr hörte. Doch soll der Nuntius, als er 1820 zur Engelweihe in Einsiedeln weilte, dem Abte nochmals den Antrag gemacht haben, die bischöfliche Würde zu übernehmen. Natürlich konnte jetzt weniger denn je eine Rede davon sein.

Durch den am 16. September 1819 erfolgten Tod des Generalvikars Göldlin von Tiefenau trat die Bistumsfrage in der Schweiz überhaupt in ein neues Stadium. Schon vor diesem Ereignisse hatte Luzern in Verbindung mit andern Ständen sich mit dem Gedanken getragen, eine Vereinigung mit dem alten Bistum Basel einzugehen. Diesen Plan verfolgte man dort auch weiter. Die schweizerischen Teile des

¹ Kothing, p. 181.

alten Konstanzerbistums wurden unterdessen von Rom provisorisch Chur unterstellt. In den Urkantonen griff man den s. Z. von Abt Konrad vorgebrachten Gedanken, sich definitiv mit Chur zu vereinigen — natürlich ohne Zwischenglied in Einsiedeln, wie Internuntius Belli geplant — wieder auf. Nach längern Verhandlungen kam wenigstens zwischen Chur und Schwyz eine definitive Einigung zu Stande, die durch Bulle vom 16. Dezember 1824 die päpstliche Bestätigung erhielt.

Über diesen Gang der Dinge freute sich niemand mehr, als Abt Konrad. Er hatte schwer gelitten unter all den Ereignissen. Selbst im Kloster gab es solche, die glaubten, er hätte an und für sich nicht so ungern diese Würde angenommen. Was wunder, wenn auch in der Welt diese Ansicht ziemlich verbreitet war. Wir haben aber schon beim ersten Auftauchen der Idee, in Einsiedeln ein Bistum zu gründen, gesehen, welcher Ansicht Abt Konrad war. Hierin schwankte er keinen Augenblick. Noch am 23. Oktober 1818, als die Sache bereits als erledigt gelten konnte, schrieb er an Landammann Weber: Gott ist mein Zeuge und Richter, daß ich das Episcopat von Herzen verabscheue; aber ich bleibe immer auf dem Grundsatz, daß, wenn Himmel und Erde unser Einsiedeln mit einem Bistum strafen will, es immer für sie (i. e. die Schwyzer) rühmlicher, den Staat gedeihlicher und der Religion nützlicher ist, wenn sie mit ihren alten Urbrüdern (= Urkantonen) auch in Religionsachen vereinigt werden.“ Und in einem eigenhändigen Schriftstück, das er: „Meine Gesinnungen über das Episcopat zu Einsiedeln an meinen theuren N. N. 1818, den 14. Nov.“ überschrieb, legte er die Gründe, die ihn gegen diesen Gedanken Stellung nehmen liessen, ausführlich nieder und schreibt dort u. a. „Oder gehören sie gar unter jene, die mich fähig achten könnten, mein Kloster aus Ehrgeiz, mein Kloster, das ich innigst liebe, gleichsam zu verraten — aus Eitelkeit meine Herzensblösse der ganzen Welt zu offenbaren und um den Titel „Bischöfliche Gnaden“ für

einige wenige Jahre meine Gewissensbürde zu erschweren und mir eine schreckliche Ewigkeit vorzubereiten? Nein, mein Teuerster! *tanti non emo poenitere* und der liebe Gott hat dem Nichtbischof noch so viel Vernunft gelassen, daß er klar einsieht, was ein Bischof in Einsiedeln für eine traurige Figur machen würde.“ Und „Meine innigste Überzeugung belehrt mich, daß mein Stift weit glücklicher ohne Episcopat ist, und meine Seele auf dem Sterbebette viel ruhiger. . . . Mein Alter, meine körperlichen Umstände und viele Vorboten meines morschen Lebens erinnern mich an diesen großen Standpunkt und hundertmal fällt es mir in einer unruhigen Nacht ein. Wollte der liebe Gott, daß ich von Niemand als von mir selbst Rechenschaft zu geben hätte! Und ich sollte gefährlichere Stufen suchen, oder nur wünschen? sollte mich in ein Meer von Kummer, Arbeit, Verantwortung stürzen? Fort, ein für allemal mit diesen Chimären und nie sei mehr eine Meldung von mir. . . .“

Die Gründe, die den Abt zur Nichtannahme bewogen, hat er in einem Schreiben an Landammann Weber (undatiert) kurz und knapp dargelegt: „Wir sind überzeugt in unserm Innersten, daß ein Episcopat zu Einsiedeln

unserm Stift schädlich und gefährlich sey —
schädlich für die Regulardisciplin,
schädlich für unsere schwachen ökonomischen Umstände —
schädlich für die Wallfahrt
schädlich für die Ruhe und Eintracht mit geistlichen und
weltlichen Herren
und zugleich sind wir auch ebenso fest überzeugt, daß der hohe Stand Schwyz keinen großen Vorteil je aus diesem kleinen Episcopat zu ziehen hat.

Er kann ihm, wie wir denken, wenig Ehre wegen seiner engen Grenzen bringen

Er kann ihm keinen zeitlichen Vorteil wegen seiner Armut bringen

Er kann ihm keine bessere Harmonie mit den übrigen Ständen bringen

Er kann auch wegen dem geistlichen Fache keine wichtigen Dienste leisten.“

Aber Abt Konrad war nicht nur Gegner eines Regularbistums, sondern er fand den Gedanken eines eigenen Bistums der Urkantone überhaupt nicht ausführbar. So schrieb er in dem schon erwähnten Aufsätze vom 14. November 1818: „Aber — wenn ich nur politisch denke — finde ich zu meinem Trost und meiner Beruhigung einen aufgestellten Grundsatz, der also bei mir heißt: Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden, Zug und Glarus vereinigen sich ewig nicht zu einem besondern Bistum — man tractiert, disputiert, am Ende ist alles da capo. Wer die Leute kennt, kennt auch den Gang der Dinge. Was Sie mir vom künftigen Congreß in Gersau melden, ist mir nach dieser Überzeugung sehr gleichgültig. Nur geben Sie mir keine Notiz davon, sonst lache ich in die volle Faust und spreche Ihnen den prophetischen Geist rundaus ab. Sie werden sehen — die natürlichste Conclusion wird diese sein: zu einem Bistum sind wir zu klein und arm — unter Mönchen wird niemand gerne stehen — dies sind meine vorläufigen Ansichten und wenn sie sich erwahren, so lassen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich besser unter die Propheten als unter die Bischöfe gehöre.“

Abt Konrad hat sich denn auch in der Folge sehr für die Idee einer Verbindung der kleinen Kantone mit dem Bistum Chur eingesetzt und er erlebte noch die Freude, daß Schwyz sich, wie wir sahen, definitiv diesem Bistum anschloß.¹

10. Verwaltungssorgen.

Nachdem Abt Konrad ein Jahr an der Abtei gewesen, zeichnete er am Ende seines Rechnungsbuches eine „Kurze

¹ Über die ganze Frage vergl. das schon zitierte Werk von Kothing, Die Bistumsverhandlungen der schweizerisch-konstanzischen Diözesanstände von 1803—1862, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Urkantone (Selbstverlag des Verfassers. Schwyz 1863. Druckerei der Waisenanstalt Ingenbohl.) und die Akten des Stiftsarchives Einsiedeln, Akten der Bistumsangelegenheit vom Jahre 1818 A. Z 4 B.

Übersicht der jährlichen Ausgaben, so die Abtei auf sich hat und zu welchen man sich alle Jahre bongre malgre verfaßt halten muß“ auf. Am Schlusse der Aufstellung, der zufolge die jährlichen Ausgaben sich auf 26,000 fl. beliefen, schreibt er: „Also behaupte ich mit Grund und aus Erfahrung, daß die Abtei keinen Heller vorschlagen kann,

Wenn Wien nichts mehr zahlt —

Wenn keine Wollen- und Wachsfabrik ist —

Wenn die Abgaben in die Kantone nicht vermindert werden —

Wenn die Zehnten einmal ganz ausgelöst, der trockene namentlich —

Wenn die Seeleute den nassen Zehnten so schlecht, wie jetzt entrichten —

Wenn die Schuldkapitalien nicht einmal können getilgt werden.

Die Not zwang mich also anfangs meines Amtes, wo ich gar nichts in Händen hatte, zu verkaufen, was ich nicht nötig hatte, und Kapital einzuziehen, wo es möglich war, um die schwere Haushaltung zu bestreiten und mit Ehren utcunque mich fortzuschleppen. Dies merke ich nur in Aufrichtigkeit meines Herzens — vielleicht einem baldigen Nachfolger an — damit man, wenn ich, wie ich selber mutmaße — an meiner Krankheit sterbe, mir nach dem Tode nicht fluche, sondern meine elenden Umstände fasse, und dawider auf kräftige Gegenmittel denke. So wünscht herzlich noch der arme, kranke Abt, den 18. April 1809 und wird es ewig wünschen.“

Damit hat der Abt die Hauptsorgen in der ökonomischen Verwaltung des Stiftes angetönt. Mit Recht hatte der Kapitelssekretär in den Kapitelsakten, wie er die Wahl des neuen Prälaten verzeichnete, bemerkt: „Er tritt die Kloster Regierung in schweren Umständen an, wenn man auch nichts anderes betrachten will, als daß nach Beats Ableben in der Abtei nicht mehr als 3920 fl. Baarschaft gefunden ward.“

Eine der ersten und schwersten Sorgen des Abtes bildeten die dem Kanton Schwyz laut Convenio von 1804 zu leistenden außerordentlichen Abgaben. Der 10. Artikel dieser Übereinkunft lautete: „Dagegen verpflichtet sich der Fürstabt und das Hochwürdige Kapitel von Einsiedeln als eine billige Erkenntlichkeit für die vom Kanton Schwyz als seinem Schirmort theils von jeher schon, als besonders in diesen letzten Zeiten genossenen wichtigen Dienste und für die vorzüglich ihm verdankende Existenz Seiner Hochwürdigen Stift jährlich *Siebentausend* Gulden in vier Quartalen als eine billige Unterstützung in dessen Cassa abzugeben, auch nicht minder zu mehrer Äuffnung der in demselben bereits bestehenden Schul- und Lehranstalten, wie wirklich zwei Professoren in Schwyz zu lassen, mit dem Vorhalt jedoch, daß wenn allfälligen Mangels wegen an hinlänglichen Subjekten, dieses nicht immer möglich sein würde, von der Zeit an, wo selbe zurückberufen würden, jährlich ebenfalls in vier Quartalen achthundert Gulden an die löbl. Schul-Commission anstatt derselben zu bezahlen.

Sollte es sich aber wider Erwarten in Folge der Zeiten durch unwidersprechliche Beweise erzeigen, daß das Lobwürdige Capitel obbestimmte Summa der Münzgulden Siebentausend ohne seinen öconomischen Zustand merklich zu schwächen nicht würde leisten können, so wird ein wohlweiser Kantonsrat in solchem Falle nach eingeholter Überzeugung immer billige Rücksicht nehmen, damit einem lobwürdigen Capitel die einem Priester anständige Subsistenz nicht entzogen und die Existenz dieser Lobwürdigen Stift nicht gefährdet werde.“

Umsonst hatte das Stift bei den, dem Abschluß dieses Conveniums voraufgehenden Verhandlungen versucht, eine Ermäßigung der hohen Summe zu erlangen. Man mußte froh sein, so weggekommen zu sein; von einer freiwilligen Übernahme, wie später behauptet wurde, konnte aber keine Rede sein, man fügte sich nur, dem Drucke der Verhältnisse nachgebend. Abt Beat bezahlte 1804 und 1805 die Summe,

sah sich aber die beiden folgenden Jahre gezwungen, um einen Nachlaß einzukommen, der ihm auch gewährt wurde; es mußten je 200 Louisdor weniger bezahlt werden.

Als Abt Konrad an die Regierung kam, legte er gleich nach der Wahl den Abgeordneten von Schwyz, die zu derselben erschienen waren, den schlimmen Stand der Finanzen dar. In der schriftlichen Wahlanzeige an den Kantonsrat vom 30. Mai schrieb er: „Schon die ersten Stunden meines neuen Kreuzweges, auf welchen mich die ewige Vorsehung führet, mögen dazu gewidmet sein, meinem teuersten Vaterlande die innigste Huldigung der Liebe, Schätzung und vollen Zutrauens darzubringen Ich finde keinen Grund in mir, warum die Stimmenmehrheit heute so eclatant auf mich hätte fallen sollen, als gläublich in der Anhoffnung der Herren Capitularen, ein Landmann von Schwyz werde durch die Gunst und Gewogenheit seines Vaterlandes eine neue Stütze für das bedrängte Kloster sein Ich habe dero würdigstes Oberhaupt durch offene Aufdeckung der Sachen in Stand gesetzt, meine und des Klosters gegenwärtige Lage unzweifelhaft abzuschildern, und ich getröste mich, mein teuerster Schutzort werde mich nie in ein unübersehbares Elend kommen lassen, um so weniger, weil ich überzeugt sein kann, daß ich nach Proportion der Kräfte alles mögliche zu seiner Zufriedenheit freudig mitwirken werde.“ Aus den vorhandenen 350 Doublonen lieferte der Abt übrigens sogleich für die beiden ersten Quartale 200 Doublonen der Staatskasse ein. Mehr konnte er aber vorderhand nicht verschaffen und darum gelangte er am 27. Juli mit einer „ehrerbietigen Vorstellung“ an „das hohe Schutz- und Schirmort, sein theuerstes Vaterland“ und legte darin in längerer Ausführung den trostlosen finanziellen Zustand des Gotteshauses dar. Was noch an Geld da sei, reiche nicht einmal, die verschiedenen Aerztekonto seines Vorgängers zu zahlen. Woher er die großen Unkosten der Wahl und Benediktion bestreiten solle, wisse er nicht. Die Ursachen dieser Lage seien:

„1. Die Entkräftigung an alter Baarschaft im Auslande. 2. Das Ausbleiben der Gefälle während der Revolutionsstürme. 3. Die Anschaffung aller Mobilien auf den Herrschaften wie im Kloster und die Unausweichlichkeit der notwendigsten Gebäudereparaturen. 4. Die Minderung der Fundation durch Herabwürdigung der Zehnten in dem Loskauf. Die willkürlichen Forderungen zu Landesbeiträgen von unsern Einkünften in verschiedenen respektiven Kantonen. 6. Die bisherige Unflüssigkeit der Zinsen von den größten Kapitalien. 7. Die bedeutenden Schulden, die noch zu tilgen oder jährlich mit der größten Anstrengung zu verzinsen sind. 8. Der allgemeine Geldmangel, wo man allerorten vom gemeinen Mann nichts zu erheben weiß. Dies alles macht die Ahndung des sel. Fürsten begreiflich, daß er froh sein müsse, wenn er nur die Sterbekösten zurücklassen könne.

Mittel wider diese kränkende Lage weiß ich dermal keine als etwan: 1. Gnädige Verminderung von Auflagen wenigstens auf einige Jahre, die ich allerorten demütigst erbitten werde. 2. Genaue Beschränkung aller Art von Aufwand, die ich jederzeit beobachten werde. 3. Endlich alle möglichste Verbesserung im ökonomischen Fache, die ich aus allen Kräften betreiben werde.“

Mit Rücksicht auf diese Gründe bittet der Abt in beweglichen Worten um eine Ermässigung der ungewöhnlich hohen Abgabe, die das Kloster nach Schwyz zu leisten habe. Sobald er wieder besser steht, soll gewiss sein Vaterland in erster Linie darum wissen und es erfahren.

In einem vom gleichen Tage datierten, an Alois Reding gerichteten Schreiben geht er diesen um seine tätige Mithilfe an. Er weist darauf hin, wie kein Kloster der Schweiz mit solchen Abgaben belastet sei. Es liege im Interesse des Landes selber, das Kloster zu schonen, denn „komme ich in ein paar Jahren in bessere Umstände, wie ich es glaube, dann bin ich bereit, auf alle erdenkliche Art den alten Kanton, mein Vaterland, in Geheim lieber als im öffentlichen zu unterstützen. Wie vorteilhaft wäre es, wenn ich Geld

ohne Zinse für die Straße geben, wenn ich auf Entdeckung einer Salzmine etwas verwenden,¹ wenn ich zu guten Erziehungsanstalten tätiger mitwirken, und der gleichen vaterländische Liebeswerke, wie mein Herz wünschet, leisten könnte? Wie möglich wäre es, daß man auch im Falle einer unglücklichen Aufhebung dem Hauptorte Schwyz im höchsten Vertrauen gewisse wichtige Vorzüge, Überlieferungen, Verschreibungen etc. einräumen könnte.“

Am 18. August 1808 beschloß der Kantonsrat, „daß aus Rücksicht gegen die dermalige besondere Lage des Gotteshauses die Regierung anstatt des sonst festgesetzten Beitrages der 7000 Gl. für das gegenwärtige Jahr mit 300 Lsdor sich begnüge, sowie für in Zukunft sich stets angelegen sein lassen werde, der bestehenden Convention gemäß das Wohl des Gotteshauses wie dasjenige des Kantons zu beherzigen“.

In der Folge entrichtete Abt Konrad regelmäßig nur mehr 300 Louisdor, niemand verlangte mehr von ihm. Freilich bekam er bald anderseits Gelegenheit, seinen guten Willen dem Kanton gegenüber zu betätigen. 1812 beschloß die Standeskommission, um den Übernehmern von Linthaktien im Kanton das nötige Geld vorstrecken zu können, Abt und Kapitel von Einsiedeln zu ersuchen, ihnen ein Gut anzuweisen, auf das hin sie etwa 1000 Louisdor aufnehmen könnten. Die Bezirke sollten dafür dem Kloster solidarisch haften. Das Kapitel beschloß auf dies hin am 2. März das Schloßgut Sonnenberg dem Kanton als Hypothek zur Verfügung zu stellen; ein Beschluß, der mit Dank angenommen wurde.

¹ Im gleichen Briefe fügt er bei: „Herr Pfarrer im Iberg hat mir dieser Tage von einem Salzwasser erzählt, das man in seinen Bergen wisse, und ich bat ihn sehr, demselben nachzuspüren. Auch wollen des sogenannten Kohler Franzen Söhne in der Studen einen Unterwaldner kennen, der Salzsteine soll gefunden und gesotten haben. Lauter kleine Bestätigungen meiner Mutmassungen, die aber weitere Proben fordern, bevor man sich in Unkosten einläßt.“ Später, 1820, interessierte sich der Abt besonders um die Schwefelquelle im Schlaprig, (bei Willerzell), die er für das Land nutzbringend ausbeuten zu können glaubte, da man von Zürich sehr günstige Gutachten über das Wasser erhalten hatte.

Als im Jahre 1813 eine Kriegssteuer aufgenommen wurde zur Bestreitung der Grenzbesetzung, spendete der Abt lehensweise am 3. September 100 Louisdor zur Anschaffung von Waffen ins Zeughaus und fügte dieser Summe am 7. Dezember noch 150 Louisdor als „freiwillige außerordentliche Steuer“ bei. Ebenso übernahmen Abt und Kapitel am 8. August 1815, da Schwyz für die Grenzbesetzung während der Rückkehr Napoleons von Elba 4000 Louisdor ausgegeben hatte, Zürich gegenüber die Bürgschaft, das nur unter dieser Bedingung dem Lande Schwyz das nötige Geld vorstreckte. An die Reparatur der Straße von Steinen nach Sattel („Bärenstuß“), wofür dem Kanton laut Schreiben vom 20. Dezember 1814 alles Geld fehlte, gab der Abt am 28. Mai 1815 2000 Gulden. Am 1. Juni 1815 folgten weitere 94 Louisdor.

Das Jahr 1815 brachte das Ende der Mediation; die neue Bundesverfassung, der nach anfänglicher Weigerung auch Schwyz beigetreten war, enthielt in Paragraph 12 die Bestimmung: „Das Vermögen der Klöster ist gleich andern Privatgut den Steuern und Abgaben unterworfen.“ Abt Konrad hatte das Verfassungswerk selber mit größtem Interesse verfolgt. Er hielt sich zufolge dieser Bestimmung nicht mehr an das Convenium gebunden und entrichtete in der Folge den jährlichen Beitrag nicht mehr. 1816 übernahm er, als Schwyz darauf drang, das Kloster möchte jährlich eine bestimmte Summe entrichten, freiwillig die Zahlung der Schuld des Kantons Gersau gegenüber, wofür er 10400 Gulden nebst drei restierenden Jahreszinsen im Betrag von 1248 Gulden erlegte. Schwyz sprach ihm dafür am 28. Oktober 1817 den Dank des Landes aus. Als man ihm am 9. Dezember 1819 wieder nahe legte, der Finanznot des Landes durch ein Opfer auf den Altar des Vaterlandes abzuhelpen, übermittelte der Abt im Januar 1820 60 Louisdor. 1821, den 6. Dezember, gab er wieder 100 Louisdor.

Nebst diesen Beiträgen hatte das Kloster jährlich noch solche für die Klösterlischule zu entrichten, wie wir bereits gesehen haben. Auch dort verstand es Abt Konrad, mit der

Zeit einige Erleichterung zu schaffen und die regelmäßige Abgabe in Wegfall zu bringen und an ihre Stelle einen mehr freiwilligen Beitrag zu setzen. In der Zeit von 1803 bis 1821 hatte das Stift als außerordentliche Abgaben (Schule mit eingerechnet) dem Kanton nach einer freilich unvollständigen Aufstellung 90373 Gl. bezahlt, während das Volk des Kantons außer den Kriegssteuern von 1805/06, 1809/10, 1813 und 1815 überhaupt keine direkten Steuern zu bezahlen hatte; den indirekten Steuern war das Stift daneben wie jeder andere unterworfen.

Die Steuerfrage trat mit 1821 in ein neues Stadium. Darnach sollte das Steuerverhältnis des Klosters endgültig geregelt werden. Landessäckelmeister Zay und Joachim Schmid von Lachen hatten mit dem Kloster zu unterhandeln. In dem Antrage, den Schmid dem Abte machte, wurde als Steuer dem Kloster bei einer ganzen Kantonssteuer (die 8000 Mgl. betrug,) 2600 Mgl., bei einer halben 1300 Münzgulden oder 100 Louisdor zugedacht. Am 25. November kamen die Beiden, um persönlich mit dem Abte zu verhandeln. Die Frage wurde am 1. Dezember dem Kapitel vorgelegt, das beschloß, für diesmal 100 Louisdor zu geben, was auch geschah. Damit war die Frage wieder erledigt bis zum Jahre 1824, wo, wie wir bereits sahen, in Verbindung mit der neu aufgeworfenen Schulfrage das Convenio wieder hervorgezerrt, und von einigen unruhigen Köpfen dessen Erfüllung aufs neue gefordert wurde. Am 26. Januar 1825 machte Ratsherr Städelin von Steinen im Kantonsrate den Antrag, das Convenio solle wieder in Kraft erklärt werden. Nach 2^{1/2} stündiger Debatte wurde der Antrag mit nur drei Stimmen Mehrheit abgelehnt und beschlossen, mit dem Kloster ein neues Convenium zu vereinbaren, oder wie Auf der Maur dem Abte schrieb, einen neuen „Subsidien-Vertrag“ zu schliessen. Bereits wurde dem Abte nahe gelegt, von sich aus einen jährlichen Beitrag von Minimum 100 Louisdor anzubieten. Abt Konrad erlebte aber das Ende der Verhandlungen nicht mehr und sein Nachfolger sah sich ge-

zwungen, jährlich 200 Louisdor als ausserordentlichen Beitrag dem Kanton abzugeben.

Zu diesen Leistungen an das alte Land Schwyz, kamen auch noch andere ausserordentliche Beiträge, die von jenen Kantonen erhoben wurden, die Klosterbesitzungen innerhalb ihrer Grenzen besaßen. Wie im Tessin die Residenz behandelt wurde, haben wir schon gesehen. Auch die thurgauischen Besitzungen mußten sich zu hohen Extrasteuern verstehen. Selbst innerhalb des Kantons Schwyz versuchte der Bezirk Pfäffikon 1822 den ihm zugewiesenen Anteil an der Kantonssteuer einfach der Statthalterei Pfäffikon, also dem Kloster, zu überbinden. Der Kantonsrat wies dann allerdings dieses Ansinnen zurück. Diese Steuern hatten zur Folge, daß die betreffenden Besitzungen die ihnen zufallenden Beiträge an die Abteikasse entweder gar nicht oder nur teilweise einliefern konnten. Dazu kam, daß eine Besitzung, wie wir sahen, dem Kloster seit 1803 völlig entfremdet worden war, St. Gerold. Abt Konrad war mit der Zeit der einzige, der als ehemaliger Pfarrer von St. Gerold noch eine Pension von dorthier bezog. Er gab nämlich den Titel eines Pfarrers nicht auf, sondern schickte einen von seinen Religiosen als Stellvertreter hin und so blieb man immer noch in einer gewissen Verbindung mit diesem uralten Besitztum. Abt Beat hatte wohl versucht, durch Vermittlung der Bundesbehörden wieder in den Besitz von St. Gerold zu kommen, aber die Frage war einerseits zu sehr verquickt mit der ganzen „Säkularisations-Angelegenheit“, an der die Beteiligten nicht gerne rütteln ließen und anderseits waren es mehr Gründe der Pietät, die den Abt zu solchen Schritten bewogen. Der Rentabilität wegen mußte das Kloster nicht allzu sehr nach dem Besitz von St. Gerold trachten, denn die damit verbundenen Servituten zehrten jeglichen Ertrag fast vollständig auf. Auch die verschiedenen Besitzer, seit 1814 wieder Österreich, machten übrigens die gleichen Erfahrungen und überließ darum gerne die Güter, mit Ausnahme der Wälder, dem Kloster in Pacht. Nach-

dem mehrfache Versuche, sein Eigentum wieder zurückzuerhalten, fehlgeschlagen (u. a. auch 1819 und 1820), kaufte das Stift aus Pietät gegen die Stifter 1840 das Gut wieder zurück.

Bei der schwierigen, finanziellen Lage war es begreiflich, daß Abt Konrad seine größten Hoffnungen auf die Wiedererschliessung einer Finanzquelle setzte, die seit 1803 versiegt war, auf das sogen. Wienerkapital. Das österreichische Kaiserhaus hatte im Laufe des 18. Jahrhunderts beim Kloster zu drei verschiedenen Malen eine Summe von 300,000 fl. aufgenommen und diese Summe bis 1802 regelmäßig verzinst, was während des Exils für Abt Beat von größter Bedeutung war. 1803 inkammerierte nun Österreich alle schweizerischen Kapitalien. Vergebens versuchte Abt Beat jahrelang auf den verschiedensten Wegen Zins und Kapital wieder flüßig zu machen, erst kurz vor seinem Tode wurde der Sequester aufgehoben (März 1808). Aber wie sich nun Abt Konrad an die Erlangung von Kapital und Zinsen machen wollte, sah er sich vor ungeheure Schwierigkeiten gestellt. Noch 1808 beauftragte Abt Konrad den schweizerischen Geschäftsträger in Wien, Freiherrn von Müller, mit der Besorgung der Angelegenheit.

Minister Stadion behauptete aber, die Inkammerierung sei schon 1798 erfolgt, als das Stift aufgehoben worden sei, die Kapitalien seien daher nach dem Epavé- oder Heimfallrecht an Österreich gefallen, das sich keineswegs mehr zu einer Zahlung verpflichtet fühle. Es galt nun für Einsiedeln nachzuweisen, daß die Inkammeration damals nicht stattgefunden — hatte man doch bis 1802 regelmäßig die Zinsen erhalten — und daß das Stift auf legale Weise nie aufgehoben worden sei. Man wandte sich daher an Landammann d'Affry und Kanzler Mousson, um eine authentische Erklärung über die 1798 erfolgte Aufhebung des Stiftes, auch ersuchte man den Landammann der Schweiz, von Müller in Wien offiziell als Vertreter der Einsiedlischen Angelegenheit zu beglaubigen. Man fand wohl williges Entgegenkommen bei den Bundesbehörden, aber in Wien war, wie von Müller

berichtete, angesichts der Gesamtlage damals nichts zu erreichen. So verfiel Abt Konrad auf ein anderes Mittel, das, wie er hoffte, sicherer zum Ziel führen sollte, denn er konnte sich auf solche „Juristenstreiche“ hin umso weniger zufrieden geben, als er immer noch die letzten 100,000 Gulden, die man beim Kaufmännischen Direktorium in Zürich aufgenommen hatte, daselbst verzinsen und ratenweise abzahlen mußte. Am 30. Mai 1810 schrieb er darum Reding, dem er schon früher in dieser Sache sein Leid geklagt hatte: „Ich hätte Lust, dies Jahr einen Freund nach Wien zu schicken, um meine Ansprüche geltend zu machen; sonst mag ich das Kloster unmöglich in Aufnahme bringen.“ Abt Konrad dachte zuerst daran, einen Oberst Müller zu senden und Reding sollte sich dafür bei diesem verwenden, aber auch für die nötigen Papiere in Bern sorgen. Aber schon bald kam Abt Konrad von Müller ab und hoffte dafür, Reding werde selber die Mission übernehmen. Er schrieb ihm am 28. Juli 1810: „Wohlan, die Zeit vergeht, wo unser Berufene Herr Alois Reding an der Regierung ist, und er wird frei von andern Sorgen. Dann ist der Zeitpunkt, wo ich alles wage, um ihn zu bewegen, eine Vacanzreise nach Wien zu machen. Jetzt möchte es fast unmöglich sein, möchte zu großes Aufsehen im Kanton und außert demselben machen, möchte sogar Argwohn bei dem Halbgott der Erde (Napoleon) erwecken. In seinen Freistunden würde er mich retten, dem Hause nichts schaden, und seinem Namen Ehre machen können. Ich kenne Lichtenthurn (ein Hofagent) gar wohl, weiß, was er am Hofe nicht gilt, und was hingegen unser Reding an selbem gilt. Sommerau und Bissing, zwei ehrliche Minister, meine aufrichtigen und seine wahren Freunde würden ihn unterstützen. Prinz Carl und Johann, die unserm Kloster alles versprochen, würden ihn persönlich verehren, und wer weiß, was der gute und ehrliche Franz mündlich sagen, fragen und antragen würde?

Dies ist, nebst andern casibus reservatis, meine Beicht, die ich Niemand als meinem teuern Pannerherrn anver-

trauen könnte. Finde ich Gehör, so könnte in der Weinlese oder früher eine mündliche Besprechung noch mehreres aufklären und auch manche Nebenumstände berichtigen. Nur zwei Umstände kann ich mir denken, wo dieser ganze Anschlag fehlen würde: wenn nämlich die Subsistenz der Republik oder die Existenz der Klöster überhaupt in petto der Mächte gefährdet wäre. Da würde man freilich kein Geld mehr vorschießen, und auch der schätzbarste Anwalt würde schlechten Eindruck machen. Außert diesen Fällen ist mir anscheinlich klar, eine solche Unternehmung müßte für mein Stift und selbst für die ehrenvolle Familie von den besten Folgen sein. Mein hochgeachteter Herr! nur Ehrlichkeit darf so reden und ich schämte mich so frech zu sein, wenn ich nicht wüßte, zu welcher edler Seele ich redete. Ich wünsche nicht reich zu werden, wünsche aber meine beschwerlichen Schulden zu zahlen, wünsche einem Wohltäter erkenntlich zu sein und mein Kloster in Stand zu stellen, daß es auch gemeinnütziger für die Erziehung der Jugend werden kann. . .“

Wirklich verstand sich Reding zur Übernahme der Mission und so konnte Abt Konrad anfangs 1811 an Sommerau in Wien schreiben: „In der traurigen Überzeugung, daß alle Bittschriften und untertänigsten Vorstellungen meine gerechten Anforderungen nicht mehr retten, entschloß ich mich, einen öffentlichen Abgeordneten an das höchste Hoflager aufzusuchen, einen Mann, dem alle Tatsachen bekannt, der den Credit Helvetiens besitzt und der zu edel ist, als daß er ungründliche Ansprüche auf sich nehmen und zu menschenfreundlich, als daß er sich mit der Sache der Unterdrückten nicht befassen wollte. Alois de Reding bringt (ich darf es sagen) die Stimme der Nation für unsere Sache, die Aufträge der ersten Bundesbehörden und sovieler eigene Vorzüge mit sich nach Wien, daß ich hoffen darf, besonders wenn Euer Excellenz ihn zu unterstützen und zu leiten die Gnade haben, er werde keine fruchtlosen Bitten vor den gerechtesten Monarchen bringen.“

Mit Empfehlungsschreiben der Kantons- und Bundesbehörden versehen, sowie den nötigen Vollmachten und Instruktionen von seiten des Abtes ausgestattet, ging Reding in Begleitung seines Neffen Balthasar Anton von Reding im Oktober 1811 nach Wien, wo er am 29. Oktober eintraf. Sein Name und sein Ansehen verschafften ihm Zutritt zum Kaiser, zu den Erzherzögen, zu Metternich und zu den übrigen Ministern und zu vielen hervorragenden Persönlichkeiten, die Reding mit höchster Achtung empfingen und ihm alles Gute versprachen. Und doch erreichte er während seines Aufenthaltes, der bis zum 22. Januar 1812 dauerte, so gut wie nichts. Abt Cölestin Müller bemerkt in seinen Aufzeichnungen ganz richtig: „Vielleicht hätte er eher durchgesetzt, wenn er sich des letzten Sekretärs bei der Finanzkammer versichert hätte, als aller kaiserlichen Prinzen.“ Mit schönen Worten, aber unverrichteter Dinge kehrte er heim.

Trotzdem konnte Abt Konrad auch in der Folge die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Der schweizerische Geschäftsträger, sowie ein Baron Lichtenthurn bekümmerten sich weiter um den Stand der Dinge. Bald kamen Nachrichten, die die Hoffnungen neu belebten; bald hieß es wieder, daß alles noch beim alten sei. Als Metternich Ende 1813 sich in Freiburg i. Br. aufhielt, ließ ihm Reding ein neues Pro memoria zugehen, ebenso machte Reding Kaiser Franz, als er im Januar 1814 in Basel durchreiste, seine Aufwartung und empfahl ihm die Einsiedler Angelegenheit aufs neue. Abt Konrad suchte im November 1815, als Metternich in Zürich durchreiste, ihn daselbst zu treffen, was ihm aber nicht gelang. Schon 1814 hatte der Abt auch die Hilfe Pius VII. in Anspruch genommen, indem er hoffte, durch die Vermittlung des Papstes am Kaiserhofe etwas zu erlangen. Auch die Fürbitte der Tochter des Kaisers, Louise, der Gemahlin Napoleons, die 1814 Einsiedeln besucht hatte, suchte der Abt nach. Alles vergebens. Der Plan des Abtes, den Kaiser in Mailand, später wieder

ihn in Feldkirch zu treffen, kam nicht zur Ausführung. Daneben kamen immer wieder Private, die sich anerbieten, das Kapital flüssig zu machen, auf deren Anerbieten man aber nicht einging. 1817 nahm man, nachdem auch durch die Kaiserin ihrem Gemahl ein Memorial zugestellt worden war, wieder in erhöhtem Maße die Hilfe der Bundesbehörden in Anspruch. Gute Freunde in Bern rieten dem Abt, den Kaiser in München aufzusuchen, infolge Kränklichkeit kam aber Abt Konrad nicht dazu. Neue Vorstöße erfolgten 1819 und 1821. Mitte November 1821 reichte von Müller dem Kaiser eine neue Eingabe ein, von der er sich besten Erfolg versprach. Aber auch da schaute so wenig heraus, wie bei den 1823 und 1824 unternommenen Schritten. Am 17. Dezember 1824 starb Freiherr von Müller, der in dieser Angelegenheit viel getan, insbesondere geschrieben hatte. Die Vertretung der Angelegenheit übernahm der neue eidgenössische Geschäftsträger Geymüller. Als Abt Konrad starb, sah alles hoffnungslos aus; seinem Nachfolger sollte es endlich gelingen, wenigstens einen Teil der Summe flüssig zu machen. Abt Konrad hatte bitter erfahren müssen, daß es eine undankbare Sache, sich mit den Großen dieser Welt in Geschäfte einzulassen, eine Ansicht, der Alois Reding voll beipflichtete, indem er ihm am 27. März 1816 schrieb: „Ja, Sie haben gewiß recht, mit den Großen der Welt sollte man nicht so leicht eine Verbindung eingehen, wie oft hatte ich selbst Gelegenheit, mich von dieser Wahrheit zu überzeugen.“

Ähnliche Schwierigkeiten hatte man auch mit einer andern Kapitalforderung. 1794 hatte man dem emigrierten Erzbischof von Paris 15,000 Livres geliehen, wofür Kardinal Rohan, Bischof von Straßburg, Bürgschaft leistete. Nach der Säkularisation war die Bürgschaft auf das Großherzogtum Baden übergegangen und dieses sollte nun zur Zahlung angehalten werden. Eine schwierige Geschichte, wozu ebenfalls wieder die Verwendung der Bundesbehörden angerufen wurde, ohne daß etwas herauschaute. Glücklicher war man der Stadt Sitten gegenüber, der man 1789/90 4000 Louisdor

geliehen hatte. Vor der Revolution waren 500 Louisdor zurückbezahlt worden; betreffs der übrigen Summe kam 1808 eine Vereinbarung zustande, der zufolge die Stadt noch 26,000 Gl. ausbezahlte.

Trotz den großen ausstehenden Kapitalien war also keine Erleichterung der stets herrschenden Geldknappheit zu erhoffen. „Vor der Revolution schlug man im Kloster Geld — in Gold und Silber — alles war im höchsten Glanze; nun haben wir leere Mauern und leere Gewölbe und kein Geld, als das Blutgeld vom ausgekauften Zehnten“ schreibt P. Josef Tschudi in seinem Diarium. Der Zehntenloskauf setzte unter der Regierung Abt Konrads langsam ein, um unter der seines Nachfolgers den Höhepunkt zu erreichen. Durch diesen Loskauf kam wohl etwas Geld her, aber einmal mußte man die Zehnten oft zu einem Spottpreise ablösen lassen und dann einmal abgelöst, liefen eben keine Gefälle mehr ein und das Kapital, das man bei der Zeitlage gleich brauchen mußte, war ebenfalls verloren. Dem Abte machte vorab die Zehntablösung, die im Zürchergebiete 1812 einsetzte, viele Sorgen. Das Geld, das er dort erhielt, mußte er gleich zur Tilgung der Schulden in Zürich verwenden, da die Gefälle des Stiftes im Zürchergebiete als Hypothek für das österreichische Anleihen eingesetzt worden waren. Er schreibt darüber an seinen Freund Karl v. Hettlingen am 7. Oktober 1812:

„Aber werden Sie denken, der Zehnden wird ja aufgekündet? Leider ist es wahr, aber die Zahlung folgt erst in Terminen und das Geld muß alles auf Zürich, ohne daß es in meine Hände kömmt, bis ich die 82 tausend Gulden, die ich dahin schuldig bin, und für die eben der Zehnden Hypothek war, getilget sind. Also hab ich weder Wein noch Geld mehr; den einen kann ich kaufen, das andere heimlich beseufzen. So ist meine Lage.“

Auch in der Höfe und March gelangten schon damals einige Zehnten, besonders der nasse Zehnten zur Ablösung. Auch hier war die gleich leide Geschichte, daß man den

Preis möglichst darnieder drückte. „Es ist allzeit ein Unglück“, schrieb damals Abt Konrad an Reding (13. September 1812). „wenn ein Stift seine ewigen Gefälle verliert; wenn es aber beim Loskauf noch unterdrückt würde, so wäre es sein Ruin. Ich würde mich über alles weniger grämen, wenn es nur nicht Undankbare wären, die uns kränken, und Niemand anderm danken möchten. Die Nachsichtigkeit, mit der man sie von jeher behandelt, ist jetzt der Anlaß, daß sie den wahren Wert der Sache herabwürdigen, und das Kapital mit einem Spottpfennig auslösen wollen. 6¹/₂ Gl. für den Eimer ist ihnen zu viel, da sie ihn doch dem Käufer um 10—11—12 Gl. anbieten und überlassen. Für Geld möchten sie Brieflein geben, die nichts gelten und sie mir verzinsen. In der ganzen Schweiz würde man gewiß so eine Zahlung nicht annehmen. Auf den Juchart guten Land rechnen sie statt 2 Viertel Zehnten nur 1 Viertel, als wenn man so dumm wäre, daß man um 10 Viertel Ertrag einen ganzen Juchart Land aufopfern wollte u. s. w.“

Daneben gab es bald da und bald dort Anstände, die dem Abte viel zu schaffen und zu denken gaben. So wollte sich Reichenburg, das seit 1370 eine Herrschaft des Klosters, aber zur Revolutionszeit für frei erklärt worden und schließlich durch die Mediation zum Kanton Schwyz gekommen war, vom Bezirk March wieder frei machen. Eine Volksgemeinde beschloß nach dem Fall der Mediation 1814, man wolle sich wieder dem Kloster Einsiedeln anschliessen. Abt Konrad war dem Plane nicht abgeneigt. Es wurden darüber Verhandlungen sowohl mit Schwyz als auch mit Reichenburg geführt, die sich bis 1817 hinzogen und mit einer Vereinbarung endeten, die vom Kantonsrat zwar angenommen, von der Landsgemeinde am 27. April 1817 aber zum Teil wenigstens verworfen wurde. Mit der March ergaben sich später, 1820 größere Anstände, als das Kloster den sogen. Ehrschatz, der seit der Revolution nicht mehr entrichtet worden war, wiederum einziehen wollte. Schon 1814 hatte Abt Konrad diese Abgabe reklamiert, ohne daß sie

von den Bewohnern anerkannt worden wäre. Die Frage sollte vor den Kantonsrat kommen, blieb aber liegen, bis man nun endlich Ernst machte. Schließlich fand die Angelegenheit eine gütliche Erledigung.

Weit schwieriger lagen die Dinge in Einsiedeln selbst. Auch hier gingen die Ursachen auf die Revolution resp. die dadurch geschaffenen Zustände zurück. Bis zur Umwälzung hatten die sogen. Dreizerteilten Güter bestanden, die vor der Revolution von Dorf und Kloster gemeinsam genutzt worden waren. Seit der Neuregelung der Verhältnisse konnte man sich über die Verwaltung dieser Güter nicht mehr einigen, das Dorf wollte diese ausschließlich für sich in Anspruch nehmen, während das Kloster, gestützt auf die Verfassung, die den Klöstern ihre früheren Güter wieder zurückgab, auch hier in sein altes Miteigentum eingesetzt zu werden verlangte. Im Anschluß an die Vorgänge des Jahres 1814 verlangte Abt Konrad volle Anerkennung seines Rechtes. Er sah sich schließlich gezwungen, einen richterlichen Entscheid in Vorschlag zu bringen. Nun lenkte man ein und am 19. November 1816 kam ein Vergleich zustande, der beiden Teilen gleichberechtigten Anteil an den strittigen Gütern zusicherte und die Verteilung des jährlichen Ertrages nach einem schon 1564 getroffenen Übereinkommen regelte. Indessen gab die Verwaltung dieser Güter später noch öfters Anlaß zu Differenzen.

Hatte dieser Handel dem Kloster die Gesinnung der Einsiedler etwas entfremdet, so gaben die unmittelbar auf den Friedensschluß folgenden Zeiten des Hungerjahres 1817 dem Abte reichlich Gelegenheit, die Gemüter wieder zu versöhnen. Er erwies sich in dieser allgemeinen Notlage als ein wahrer Landesvater. Wo er helfen konnte, half er, keine Bitte blieb unerhört. Überall spendete er Hilfe, Trost und Linderung. Der Waldstatt allein schoß er zur Anschaffung der nötigen Lebensmittel über 60,000 fl. vor, welches Geld er selber aufnehmen mußte, weßwegen es ihm auch nicht möglich war, es ganz zinsenlos zu geben. Doch ließen er

und das Kapitel später einen großen Teil der Zinsen vollständig nach. Er versetzte, um der Gemeinde und dem Kanton finanziell helfen zu können, die Liegenschaften des Stiftes, ließ Getreide aus der Ferne herbeischaffen, um selbst solches austeilten zu können, und legte sich und seinen Mitbrüdern die größten Beschränkungen auf, nur um noch mehr helfen zu können.

Neben diesen Geschäften mehr größeren Stils lief eine Unmenge kleinerer Angelegenheiten her, die von Tag zu Tag zu erledigen waren. Hier handelte es sich um Anleihen an einen Privaten, um eine Bürgschaft für einen guten Freund des Klosters, dem man notgedrungen unter die Arme greifen mußte. Oder es kamen sonst Bittgesuche um Unterstützung. Es galt Beamten für die auswärtigen Einkünfte des Stiftes zu besetzen, hier war eine Pfründe erledigt, oder, und das war besonders bei den dem Stifte zugehörigen protestantischen Pfründen der Fall, es empfahlen sich schon zum voraus Anwärter auf eine solche, die mit guten Worten vertröstet werden mußten, zumal wenn sich mächtige Fürsprecher einstellten. Nicht zuletzt haben auch die vielen Bauten, oder besser gesagt Reparaturen, die Abt Konrad vorzunehmen hatte, seine Aufmerksamkeit vielfach in Anspruch genommen. Auch auf diesem Gebiete verdient sein Wirken eine nähere Betrachtung.¹

Durch die Ereignisse, die mit dem Einbruch der Franzosen in Einsiedeln zusammenhingen, waren auch die Klostergebäulichkeiten in einer Art und Weise hergenommen worden, daß vielfach nichts mehr als die nackten Mauern vorhanden waren. Wir sahen früher, wie Abt Konrad als Statthalter nach der ersten Rückkehr anno 1799 daran ging, wieder einige Zimmer wohnbar einzurichten. Nach der endgültigen Rückkehr erforderte es jahrelange Arbeit, um die Räumlich-

¹ Vergl. Martin Ochsner, Einsiedeln in den Hungerjahren 1816 und 1817 in den Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, Heft 17, 1907.

keiten wieder wohnbar zu machen. Dazu kam, daß man schon 1804 an den weitem Ausbau der Schule hintrat und wenigstens für 36 Konviktooren die nötigen Räumlichkeiten herstellte. Alles konnte freilich nicht auf einmal in Angriff genommen werden und so war dem Nachfolger Abt Beats auch auf diesem Gebiete noch viel zu tun übrig geblieben. Doch mußte manches, was nicht absolut notwendig war, noch warten, weil das nötige Geld fehlte. Am dringendsten erwies sich eine Reparatur der Kirchtürme, die beim Herunterwerfen der Glocken durch die Franzosen arg beschädigt worden waren. Im Innern der Kirche fehlte vor allem die Gnadenkapelle. Doch wagte sich der Abt nicht eher an ihre Wiederherstellung als bis die Frage finanziell und architektonisch reif war, obwohl seit Antritt seiner Regierung sein ganzes Trachten darauf ging, dieses Heiligtum wieder herzustellen, wie er selber schreibt: „Als ich im Jahre 1808 armseligerweise in die Abtei kam, war mein erster Gedanke, dem Gnadenbilde, das ich selbst zur Zeit der Revolution geflüchtet, mit mir in der Welt herumgeschleppt, und endlich von Triest wiederum nach Einsiedeln geliefert hatte, eine anständige Wohnung zur Zierde des Klosters und zum Troste der frommen Pilger zu bauen.“ Durch den Laienbruder Jakob Natter, der durch den Bau der schönen Pfarrkirche von Gersau Proben seines Könnens gegeben hatte und durch Maler Meinrad Birchler von Einsiedeln ließ der Abt mehrere Risse und Modelle anfertigen. Er selbst ging dabei mit seinen Ratschlägen zu Hilfe. Einen Plan, auf den man sich geeinigt, sandte der Abt dem berühmten Mailänder Baumeister Luigi Cagnola zur Begutachtung. Auf Grund dieses Gutachtens schritt man sodann an die Ausführung des Neubaues. Da Bruder Jakob am 8. Mai 1815 gestorben war, nahm der Abt den Baumeister Josef Singer von Luzern in seine Dienste. Was vom Material der 1798 niedergelegten Kapelle noch vorhanden war — es war im Dorfe daraus eine Nagelschmiede erbaut worden — wurde wieder beschafft und damit der Bau unternommen. Von der Marmorverkleidung hatte man einen Teil zum Bau des Hoch-

altars in Gersau gegeben; Abt Konrad ließ daher auf Trachslau neuen Marmor brechen. Das Gnadenbild, das bisher auf einem Notaltar zwischen den zwei Pfeilern gestanden, wurde am 13. April 1816 weggenommen und während dem Bau auf dem St. Annaaltar aufgestellt. Der Bau fiel unglücklicherweise gerade in das sonst so sorgenvolle Jahr 1817, doch bot sich dadurch auch wieder Gelegenheit, armen Leuten Verdienst zu geben. Auf die Engelweihe 1817 war er vollendet. Am 11. September abends übertrug der Abt persönlich das Gnadenbild wieder in die Gnadenkapelle und stellte es hier an seinen Platz. Die Kapelle selber wurde nicht eingeweiht, da man zum größten Teil das Material der alten verwandte; in den Altar wurde ein Altare portatile eingelassen. Am 12. September zog man auf den Wunsch des Abtes zum ersten Male seit der Revolution wieder gemeinsam ins Salve. Auf das Fest der Engelweihe selbst erschien der päpstliche Nuntius Zeno, der unter ungeheuerem Zulaufe des Volkes, schätzte man doch die Zahl der Pilger an diesem Tage auf 20 000, die kirchlichen Funktionen vornahm. Die Festpredigt hielt der bischöfl. Kommissar und Pfarrer von Schwyz Thomas Faßbind, ein treuer Freund des Stiftes und seines Abtes.

Die innere Ausschmückung der Gnadenkapelle vollendete freilich erst der Nachfolger Abt Konrads, Abt Cölestin Müller. Auch das Äußere erhielt erst 1821 seine Vollendung durch die Statuen und Engel, die auf die Kapelle krönende Ballustrade gesetzt wurden. Abart hatte sie in Holz geschnitzt. 1821 wurde auch der Hochaltar einer gründlichen Restauration unterzogen. Am 2. September fand die neue Consecration derselben statt. Auch der Patroziniumsaltar, der seit der Revolution verwüstet gestanden, wurde restauriert und neu geweiht, der Rosenkranzaltar, teilweise erneuert. Eine gründliche Reinigung der Fenster brachte wieder mehr Helle in die Kirthe.

Vor der Kirche ließ Abt Konrad 1823 das Steinpflaster neu legen. Auch die Kirchenstiege wurde damals erneuert, nachdem schon vorher mit einer Renovation und einem teil-

weisen Neubau der Kramgasse begonnen worden war. Die ziemlich baufällige St. Gangulpskapelle ließ der Abt 1813 einer umfassenden Reparatur unterwerfen, durch Maler Birchler erhielt sie drei neue Bilder. 1823 wurde auch die alte Beinhauskirche auf dem Platze repariert.

Am 9. Februar 1815, abends, brach infolge Unvorsichtigkeit eines Seilers im Wagenschopf Feuer aus, das auf den benachbarten Schweinestall übergriff und bald noch größeres Unheil angerichtet hätte, wäre man nicht Herr über das Feuer geworden. Der Schaden war nicht unbedeutend. Auch auswärts mußte der Abt besonders an Ökonomiegebäuden viel bauen und reparieren. So wurde auf dem Eßel (Egochs) ein neues Haus und ein Stall erstellt, auch auf Kastenegg ward eine neue Scheune gebaut.

Für den 1819 in Angriff genommenen Bau einer neuen Pfarrkirche in Kaltbrunn, das eine Kollatur von Einsiedeln war, sowie für den Bau eines neuen Pfarrhauses hatte das Kloster unverhältnismäßig große Opfer zu bringen.

Auch die verschiedenen Straßenbauten in Einsiedeln belasteten die Abteikasse nicht wenig. Für eine Verbesserung und teilweise Neuanlage der Eßelstraße gab das Stift 1820 über 14,000 fl. aus. Das Verdrießlichste bei der Sache waren die langen Streitigkeiten, die sich mit den Leuten von Pfäffikon wegen ihrer Mitarbeit am Straßenbau ergaben. Beim Bau der Straße über den Schnabelsberg half das Kloster ebenfalls mit.

Daß Abt Konrad auf möglichste Hebung und Verbesserung des landwirtschaftlichen Betriebes im Kloster und auf dessen Besitzungen hielt, ist leicht begreiflich; nur so ließen sich die Einnahmequellen mehren. Er ließ u. a. auch alle Klosterwäldungen vermessen. Um größere Ersparnisse zu erzielen, richtete der Abt im Kloster wiederum eine Wollfabrik ein. Nur seiner weisen Umsicht und Sparsamkeit ist es zu danken, daß die Schulden allmählich abbezahlt und das Kloster sich, wenn auch langsam, erholen konnte.

11. Am Ziel.

Auf allen Bildern, die wir von Abt Konrad Tanner haben,¹ hält der Abt immer einen Totenkopf in der Hand. In seinen Briefen, schon aus den ersten Jahren seiner Regierung klingen Todesahnungen immer wieder durch. Wirklich war auch seine Gesundheit schon vor der Revolution keineswegs eine gute gewesen. Vor allem war ihm der Aufenthalt in St. Gerold nicht zuträglich gewesen. Er litt an Engbrüstigkeit und ertrug daher das dortige Klima, das dem Föhne ziemlich stark ausgesetzt war, nicht gut. Seit er an die Abtei kam, kränkelte er immer. Schon 1810 mußte er auf Rat des Dr. Landis von Richterswil Baden aufsuchen, worüber er am 4. Oktober an Reding schrieb: „Es scheint, Freude muß ich auf dieser Welt wenig haben. Hr. Landis befahl mir, auf einige Tage ins Bad nach Baden zu gehen. Ich folgte, wie dumme Kinder, blieb 9 Tage dort, kehrte freudig nach Hause, ohne einen kleinen Anfall von Ausschlag zu achten. Jetzt wird er so bedeutend, daß mich alles überredet und zwingt, morgens früh nochmals auf gut Glück hin ins Bad zurückzukehren. Zwang ist ohne Replik und ich muß mich der Vorhölle angewöhnen.“ Das folgende Jahr suchte er wahrscheinlich das Bad Pfäfers auf, denn am 27. Mai 1812 schreibt er an Reding: „Ich werde das Pfeferser Bad noch einmal brauchen, um auch künftiges Ungewitter als ein Gesunder leichter ertragen zu können.“ Auch später besuchte er fast Jahr für Jahr dieses Bad, dessen Gebrauch ihm gut bekam.²

¹ Das Titelbild ist nach dem von Annen aus Arth 1809 geschaffenen Gemälde.

² Als er 1818 dort weilte, dichtete einer der Kurgäste nachfolgendes Lied, das David Heß vom Beckenhof in Zürich beim Essen sang (den 6. Juli): Das neue Wunder.

Viel Wunder haben sich begeben	Doch hört! was jüngst sich mehr er-
An Favarinas Wunderquell;	eignet:
Man blüht hier auf zu neuem Leben	Ein großer und ein guter Mann,
Und wascht sich Kopf und Augen	Der Gott und Wahrheit nie verleugnet
hell.	Und alle Welt erfreuen kann;

Trotzdem vermochte er das alte Übel nicht völlig zu bannen. Launig schrieb er am 11. Januar 1816 dem Dekan P. Plazidus Pfister von Pfäfers: „Meine Gesundheit ist wie ein alter Rock, den man flickt, um ihn allzeit wüster zu machen.“ 1822 war er das letzte Mal in Pfäfers, kehrte aber gar nicht wohl zurück.

Am 8. September dieses Jahres konnte er sein goldenes Professjubiläum feiern, ein Anlaß, den seine dankbaren Söhne und Verehrer benutzten, um ihn ihrer Liebe und Anhänglichkeit zu versichern. Sein Mitprofeß P. Ildephons Bettschart, der allein noch lebte, hielt das Hochamt, während dessen von zwei Chören eine Festmesse aufgeführt wurde. Nach dem Essen ward die Cantate „Das Freudenfest“ von Danzi von den Schülern zum Besten gegeben.

Das folgende Jahr suchte er Ende August für acht Tage das näher gelegene Bad Nuolen auf. Er kränkelte von da an immer mehr, so daß man schon im Frühjahr 1824 für sein Leben sehr besorgt war. Seine Energie hielt ihn noch ein Jahr lang aufrecht. Am 3. Januar 1825 suchte er selber nochmals Dr. Landis auf. Zu Beginn der Fastenzeit stellte sich eine bedeutende Verschlimmerung des Zustandes ein. Nebst dem Klosterarzt Fuchs und Vater und Sohn Landis

Stieg als Prälat mit schweren Sorgen
Beladen, in die Wassergruft,
Ihn quält vom Abend bis zum Morgen
Die Stimme, die ihn aufwärts ruft.

Soll er zu seiner alten Bürde —
Die er doch leicht und rüstig trägt —
Noch paaren eine neue Bürde?
Das ist es, was ihn so bewegt.

Da lispelt ihm aus den Gewässern
Die Hochgebenedeite zu:
Mann Gottes rüste dich, den Bessern
Der Kirche ziemt nicht weiche Ruh!

Greif mutig nach dem Hirtenstabe
Den dir der heil'ge Vater beut,
Dich hat des höhern Geistes Gabe
Zu höhern Amte längst geweiht.

Geh hin und sei des Sprengels Zierde,
Wie du es meines Hauses bist,
Und üb' in deiner neuen Würde
Des Guten immer mehr als Christ!

Durch Conrads Seele strömt ein Feuer,
Wie er es nie gefühlt zuvor,
Er faßt den Stab und steigt als neuer
Episcopus verjüngt empor.

Verläßt das Bad und spendet Segen
Soweit sein heitres Auge reicht.
Das Bergvolk jauchzt ihm laut entgegen,
Die Wahrheit siegt, das Dunkel weicht.

in Richterswil wurde nun auch Dr. Maag und später Dr. Hegetschwiler von Stäfa berufen. Zu der Verschleimung auf der Brust, die heftigen Beschwerden rief, gesellte sich nun eine Brustwassersucht, die allen Künsten der Ärzte spottete. In der Nacht vom 30. auf den 31. März nahm das Übel so zu, daß die Ärzte jede Hoffnung aufgaben. Am hohen Donnerstag, den 31. März, nachmittags ein Uhr, empfing der Kranke die hl. Wegzehrung und in der folgenden Nacht um 2 Uhr die letzte Ölung. Im Laufe des Karfreitags nahmen die Kräfte sichtlich ab. Gegen Abend schwand zuweilen das Bewußtsein. Der Bezirksrat ließ an diesem Tage eine öffentliche Betstunde vor dem hl. Grab abhalten, der auch der Konvent vollzählig beiwohnte. In der Nacht schien eine Wendung zum Bessern eintreten zu wollen. „Die Heiterkeit, die zwar den h. Kranken nur selten verließ, konnte sich wieder in Worten offenbaren. Se. Gnaden wurden sogar gesprächig und scherzhaft, und die heitere Seelenruhe, mit der Sie am Scheidewege von diesem Leben stand — jene Begleiterin wahrer Tugend und die festeste Stütze edler Menschen in verhängnisvollen Tagen — schien mächtig selbst zur Linderung Ihrer körperlichen Leiden beizutragen.“¹ Man beschloß, nochmals sämtliche Ärzte zu berufen, die am Osterdienstag sich auch einfanden und eine merkliche Besserung konstatierten. Günstige Witterung, sorgsame Pflege und der heitere Humor des Kranken ließen wieder einige Hoffnung aufkommen. Am Mittwoch konnte der Kranke sogar einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen. Aber in der folgenden Nacht, vom 6. auf den 7. April, stellte sich ein heftiges Fieber ein, das immer mehr zunahm. Nach Mitternacht erschienen die Anzeichen der kommenden Auflösung. Um 2 Uhr morgens nach zwei heftigen, tiefen Atemzügen hatte Abt Konrad vollendet.

Die Obduktion der Leiche, die Dr. Josef Anton Fuchs mit seinem Gehilfen Anton Degen, Chirurgen, vornahm, ergab,

¹ Aufzeichnungen von Abt Heinrich Schmid.

daß die große und schnelle Wasseransammlung in Brusthöhle und Herzbeutel die nächste Ursache des Todes durch Erstickung war.

In der Frühe des 7. April verkündeten die zwei großen Glocken der Waldstatt den Tod ihres Vaters. Um 8 Uhr wurde das erste Requiem gehalten. Am 11. April fand die Beisetzung statt, die Abt Ambros Bloch von Muri vornahm. Während des Pontifikalrequiems wurde das Requiem von Mozart aufgeführt. Die Leichenpredigt hielt der Guardian von Rapperswil. Nebst den Behörden von Einsiedeln, Schwyz, der March und Reichenburg, nahmen die verschiedenen auswärtigen Stiftsammänner, im ganzen etwa 80 Gäste teil. Zahlreich liefen Beileidsbezeugungen von den Bischöfen und Äbten der Schweiz und des benachbarten Auslandes, sowie von dem eidgenössischen Vorort, den Regierungen von Zürich, Zug, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Tessin, Uri, Unterwalden und Schwyz ein. Überall beklagte man den Verlust dieses ausgezeichneten Mannes, dessen persönlicher Einfluß noch größer war, als jener, den er zufolge seiner Stellung inne hatte.

Mit Recht schrieb das „Schwyzerische Wochenblatt“ (9. April 1825): „Wer sollte nicht den Verlust des würdigen Mannes betrauern, der große Eigenschaften und hohe Tugenden, mit einer seltenen Vaterlandsliebe, mit einer aufrichtigen Anhänglichkeit an seine Mitlandleute verband. Seit Jahren lebte er nur in ihrem Glück und dem Wohl seines Stiftes, er schien seine vielfältigen, körperlichen Leiden zu vergessen, wenn er irgend etwas beitragen konnte zu einer nützlichen Anstalt, zu einem wohltätigen Zwecke und fand Trost und Erleichterung in dem Gedanken, noch vor seinem Tode ein bleibendes Denkmal der Liebe zu stiften, mit der er seine Mitlandleute umfaßte. Aber dem Guten stellen sich oft so viele Hindernisse entgegen! der edle Wunsch konnte nicht in Erfüllung gehen, obschon er vielleicht der Einzige war, der ihn noch an dieses Leben fest hielt. Für sich wünschte er hienieden nichts mehr. Heiter sah er dem Ende seiner

Laufbahn entgegen, mit festem Glauben an eine bessere Welt, und dem ruhigen Bewußtsein, das ihm ein Rückblick auf sein tätiges, verdienstvolles Leben gewährte. Jene, welche das Glück hatten, ihn näher zu kennen, wissen, mit welcher stillen Hingebung er sein nahes Ende voraussah, und diese Seelengröße verließ ihn auch im entscheidenden Augenblicke nicht.

Die persönlichen Eigenschaften des Verstorbenen hatten ihm zahlreiche Freunde und große Gönner erworben. Viele verdienstvolle Männer von hohem Range zollten ihm ihre Achtung und ihre Verehrung; sie fanden und erkannten in ihm den in jeder Hinsicht schätzenswerten Priester, den lebenswürdigen, geistvollen Gesellschafter, den kenntnisreichen Mann, den richtigen Beobachter, und den wohlwollenden, tätigen Menschenfreund, der gern das Verdienst aufsuchte, den jungen Zögling zur Tugend leitete, und in ihm sorgfältig den Keim zu jeder guten Anlage pflegte und entwickelte. Mit herzlicher Teilnahme wird man überall, wo er gekannt war, seinen Verlust betrauern, aber besonders schmerzlich wird er in seinem Vaterland empfunden, dessen Glück und Wohl ihm so teuer waren. Die Geschichte desselben wird stets das Andenken dieses großen Mannes ehren, wie es gesegnet bleibt in dem berühmten Stifte, dessen Seele und Stütze er bis in die letzten Augenblicke seines Lebens geblieben ist.“

Treffend ist auch die Charakteristik, die ein Einsender im „Erzähler“ (St. Gallen, 15. April 1825) vom Dahingeschiedenen entwarf: „Mit vorzüglichen Gaben vereinte er besondere Gewandtheit. Er war bekannt als gastfreier, leutseliger Prälat, munterer und kenntnißreicher Gesellschafter, und mit heller Gottesfurcht verband er rege Liebe zur Wissenschaft und Bewandlung in manchem Zweige derselben. Den durch die deutschen, und schweizerischen Staatsereignisse herbeigeführten Verlust des Fürstentitels, den 45 seiner Vorfahren trugen, bedauerte er nicht, und sehnte sich nicht nach andern sich anbietenden, aber der Zeit und den Interessen

seines Stiftes wenig zusagenden Erhebungen. Diesem nützte er nicht bloß als geschickter Oeconom; umsichtig hatte er dem letzten Fürsten in Herstellung des schon aufgehobenen und aufgegebenen Klosters beigewirkt, und seither einer gebieterischen Zeit manches durch kluges Nachgeben entwunden. Von Conrad dürfte, wie von Joachim (1569) geschrieben werden: *vir magnae apud omnes auctoritatis, existimationis, virtutis — jure optimo fundator alter et benefactor eximius dicendus.*“

Abt Konrad war eine große Persönlichkeit. Von seiner tiefen Religiösität, seinem echt monastischen Geiste zeugen seine Betrachtungswerke. Wer so geschrieben, konnte unmöglich anders leben. Liebe zur Wissenschaft und zur Heranbildung der Jugend haben ihn zeitlebens ausgezeichnet und nicht mit Unrecht sagte man, daß die Mißkennung, die ihm von Seiten seiner Landsleute, denen er in seinen letzten Lebenstagen noch gerne zu einer höhern Schule verholpen hätte, zu Teil wurde, das Herz gebrochen habe. Was er in der Verwaltung seines Gotteshauses geleistet, kann nur der voll und ganz ermessen, der weiß, in welcher armseliger Lage das Stift nach den Tagen der französischen Invasion sich befand, wo es gleichsam hieß, wieder von Vorne anfangen, wo man sich ganz neuen Zeitverhältnissen anzupassen hatte, einen vollständig neuen *modus vivendi* suchen mußte. Kein Wunder, daß seine geistlichen Söhne mit inniger Liebe am Abte hingen, daß er im Innern des Klosters eigentlich gar nie größern Schwierigkeiten begegnete. Der Zauber seiner Persönlichkeit wirkte nach innen wie nach aussen gleich mächtig. Diesem goldlautern Charakter konnte niemand seine Anerkennung versagen. Darum auch die Erscheinung, daß so viele durch Rang und Stand wie durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Männer unserm Abte ihr größtes Vertrauen entgegenbrachten. Wie innige Bande der Freundschaft verknüpften ihn nicht in seinen frühern Tagen mit den edeln Mitgliedern des Hettlingischen Hauses, wie stand er einem Alois von Reding so nahe, dem er all seine Nöten und An-

liegen klagte, bei dem er sich Rats erholte, wie er umgekehrt immer wieder bereit war, selber mit Rat und Tat zu helfen. Die Landammänner Franz Xaver Weber, Heinrich Martin Hediger, Karl von Zay, Statthalter Auf der Maur in Schwyz waren mit ihm sehr befreundet, nicht weniger der würdige Kilchherr von Schwyz, bischöflicher Kommissar Thomas Faßbind. G. von Mülinen in Bern, Regierungsrat A. Gloggnier in Luzern, Escher in Zürich, waren ihm ebenso zugetan und halfen ihm in seiner schwierigen Lage immer wieder.

Auch berühmte Persönlichkeiten des Auslandes suchten unsern Abt auf. So kam 1810 Karl von Hohenzollern, 1813 König Ludwig I. von Bayern, im folgenden Jahre fanden sich Großfürst Nikolaus von Rußland, der spätere Zar, Großherzog Leopold von Baden, die Gemahlin Napoleons, Maria Louisa von Österreich ein. 1816 kam Königin Hortensia, die später mehrmals wieder kehrte und auch ihren Sohn, den spätern Napoleon III. mitbrachte. Ihr Bruder, Eugen Beauharnais besuchte 1819 das Stift. Im gleichen Jahre war auch Friedrich Wilhelm, der spätere König von Preussen und Kronprinz Ludwig von Bayern da. Mehrfach sah sich der Abt genötigt, die Hilfe der Großen dieser Erde, vorab im Wienergeschäft in Anspruch zu nehmen. Den König von Spanien ersuchte er, die Stiftung, die König Philipp III. von Spanien für eine Lampe in der Gnadenkapelle gemacht, wieder zu erneuern. Und doch erinnerte er sich bei allem immer wieder an das Wort des Psalmisten: *Nolite confidere in principibus*. Seine letzte Hoffnung war und blieb immer Gott. Mochten die Zeiten noch so schwer und schwierig sein, nie verließ ihn dieses Gottvertrauen. „Ich hoffe immerdar noch eine bessere Zukunft und glaube, der Vater im Himmel werde noch wunderbarlich helfen!“ schrieb er einst unter sein Bild.

Das Wort, das Abt Konrad, noch als Präzeptor in Bellenz, in seiner selbstbewußten Art, einst an seinen Freund Karl von Hettlingen richtete: „Die Nachwelt soll noch wissen,

daß ich einmal meine Existenz und zwar eine recht große gehabt habe," hat sich wohl in ganz anderer Weise bewahrheitet, als sich damals der junge Pater, der sich als Autor einen Namen machen wollte, träumen ließ. Die großen Eigenschaften seines Herzens wie seines Verstandes, seine hingebende Vaterlandsliebe und treue Anhänglichkeit an seine Freunde, sein weises Walten als Oberer und Vorstand des Klosters und endlich seine tiefe Religiosität und sein Gottvertrauen werden sein Dasein nie ganz vergessen, sein Andenken nie ganz verschwinden lassen.

ANHANG.

Die Werke Abt Konrad Tanners.

A. Gedruckte.

1. Versuche in Briefen unter jungen Schulfreunden aus einer Ennetbürgischen Pflanzschule. Basel, bei Johann Schweighauser 1786 Erstes Heft 1786, p. 1—159; Zweites Heft 1787, p. 1—128.
2. Vaterländische Gedanken über die mögliche gute Auferziehung der Jugend in der helvetischen Demokratie. Zürich, 1787. 8° 133 S.
3. Geschichte der berühmtesten Heiligen Gottes, auf jeden Tag des Jahres, nebst Erklärung der höhern Feste der Kirche, mit moralischen Anmerkungen, zur Ehre der Religion und Erbauung der frommen Gläubigen, aus ächten Quellen gesammelt und verfasst in dem Fürstlichen Gotteshause Einsiedeln. Gedruckt daselbst durch Franz Salesi Benziger 1793. 4° 1276 Seiten und Register. (Bearbeitet von P. Konrad Tanner und Sebastian Imfeld.)
4. Kurze Gedanken für die jetzigen Zeiten an die braven, biedern Tyroler. (Geschrieben zu Imbst im Tyrol, den 1.—8. Nov. 1799.) Ohne Druckort und Jahr. 38 Seiten.
5. Volksrede den 7. November 1804 am unvergeßlichen Tage der Huldigung von der Grafschaft Blumeneck unter dem milden Szepter Seiner Kaiserlichen, auch Kaiserlich-Königl. Majestät Franz des Zweyten, in Thüringen gehalten von Conrad Tanner Benediktiner und Pfarrer zu St. Gerold. Mit Erlaubnis der Obern. Bregenz, gedruckt bey Joseph Brentano 1804. 8° 29 Seiten.
- 6.—10. Betrachtungen zur sittlichen Aufklärung im neunzehnten Jahrhundert sowohl für Geistliche als Weltleute, von Conrad Tanner, des Benediktiner-Stiftes Einsiedeln Capitular. Mit Genehmigung des hochwsten Ordinariates Augsburg bei Nicolaus Doll. 8°.
 - I. Teil. Der sterbliche Mensch. 1804. 632 Seiten.
 - II. Teil. Der fehlerhafte Mensch. 1805. 486 Seiten. 1. Band.
Der fehlerhafte Mensch. 1806. 704 Seiten. 2. Band.
 - III. Teil. Der reumüthige Mensch. 1807. 518 Seiten.
 - IV. Teil. Der tugendhafte Mensch. 1808. 693 Seiten.
11. Bildung des Geistlichen durch Geistesübungen, von Conrad Tanner, Benediktiner und Pfarrer zu St. Gerold. Mit Guttheißung des hochwst. Ordinariats. Augsburg, 1807. Erster Band 402 Seiten. Zweiter Band 362 Seiten. 8°.

12. Schulbriefe aus den Bergkantonen nebst einer Anleitung zum Briefschreiben. Von einem Landmann C. T. Einsiedeln, gedruckt bey Benziger und Eberle, Kantonsbuchdruckern, 1813. 8^o 306 Seiten. [2. Auflage von Nr. 1.]
13. Betrachtungen auf die Festtage des Herrn und der Heiligen. Aus den nachgelassenen Schriften des sel. Conrad Tanner, Abt von Einsiedeln. Augsburg und Lindau, Verlag der Kranzfelderschen Buchhandlung. 1830. 2 Bände in 8^o. I. Band, Festtage des Herrn, 384 Seiten. 2. Band, Festtage der Heiligen, 536 Seiten.
14. Über die Besserung. Eine christliche Hausmoral zunächst für das Landvolk, aber auch für Gebildete. Aus den nachgelassenen Schriften des sel. Conrad Tanner, Abtes zu Einsiedeln, herausgegeben von seinem Nachfolger und Verehrer Cölestin Müller. Dritter Teil: der reumütige Mensch. Zweiter Band: Von der künftigen Besserung. Einsiedeln, Druck und Verlag von Jos. Thomas Kälin, 1831. 8^o 440 Seiten.
15. Predigt-Entwürfe über die Evangelien in der Fasten, über mehrere sonntägliche Evangelien und über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre, als dritter Band zu den Betrachtungen auf die Festtage des Herrn und der Heiligen. Aus den nachgelassenen Schriften des sel. Conrad Tanner, Abtes zu Einsiedeln, herausgegeben von seinem Nachfolger und Verehrer Cölestin Müller. Einsiedeln, Druck und Verlag von Jos. Thomas Kälin 1832. 8^o 406 Seiten.
16. Betrachtungen über verschiedene Gegenstände sowohl für Geistliche als Weltleute. Ein Nachtrag zu den Werken des sel. Konrad Tanner, Abtes zu Einsiedeln, aus dessen nachgelassenen Schriften gesammelt und herausgegeben von seinem Nachfolger und Verehrer Cölestin Müller. Einsiedeln, Druck und Verlag von Josef Thomas Kälin u. Comp. 1832. 8^o 415 Seiten.
17. Der Aufruhr gegen Gott, oder die Sünde der Hoffart und ihre zerstörenden Wirkungen in der Menschheit. Dargestellt von dem frommen Abt Konrad Tanner in Einsiedeln. Mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt herausgegeben von einem katholischen Priester. Regensburg 1838, Verlag von Josef Manz. 8^o 174 Seiten.
18. Der Verräther des Reiches Gottes — oder das Wesen des Geizes und dessen verderbliche Wirkungen in der Menschheit. Dargestellt von dem frommen Abt Konrad Tanner in Einsiedeln. Mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt herausgegeben von einem katholischen Priester. Regensburg, 1838. Verlag von G. Joseph Manz. 8^o 168 S.
19. Schulbriefe aus den Bergkantonen, nebst einer Anleitung zum Briefschreiben von Abt Conrad Tanner. Aufs neue durchgesehen und herausgegeben von P. Gall Morel. Einsiedeln, gedruckt und verlegt bei Marianus Benziger, 1839. 8^o 240 Seiten.
20. L'école du Prêtre, ou le Prêtre sanctifié dans la Retraite. Traduit de l'Allemand de Conrad Tanner, Abbé de Notre-Dame-des-Eremites, par l'Abbé Benard, Directeur du Pensionnat de Pénétrange. Lyon, Mothon, Libraire, Grande rue Mercière 55. Nancy, Grimblot, Ray-

bois et Cie, Imprimeurs-Libraires, Place Stanislas 7 et rue Saint-Dizier 125. 1844. 8^o Tome premier 359 pages, Tome deuxième 317 pages.

21. Aphorismen aus C. Tanners Geistesübungen für Geistliche und Lehrer, geschöpft von H. Heythausen. Münster, 1855. Verlag von J. H. Deiters. 75 Seiten.

B. Manuskripte.

1. Ultimum vale ad amantissimum discipulum meum Josephum Mariam Businger ex Eremo sacra mox discessurum. Stiftsarchiv A. Z B 164.)
2. Anfangsgründe zur Bildung des guten Geschmacks im Denken und im Reden, als eine kurze Einleitung zur praktischen Wohlredenheit. 1787. (Manuscript 263 der Stiftsbibliothek [erster Entwurf] und Mscr. 264 [für den Druck bearbeitet]).
3. Discorsi sacri. Folio, 334 Seiten. (Predigten, in Bellenz gehalten.) Mscr. 445. Mscr. 446 enthält eine Anzahl Aufsätze von Schülern in Bellenz, darunter auch einige Briefvorlagen, von P. Konrad Tanner geschrieben.
4. Gedanken zu Betrachtungen über die vornehmsten Festtage unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. (Imbst den 4. November 1799 von P. Conrad Tanner, Kapitularen von Maria Einsiedeln.) 264 S. Folio. Mscr. 262.
5. Kurze Gedanken zu Betrachtungen über die vornehmsten Feste der Allerseligsten Mutter und Jungfrau Maria. (Imbst den 1. Februar 1800 von P. Conrad Tanner, Kapitularen von Maria Einsiedeln.) Beigebunden sind: Gedanken zu Betrachtungen über die Festtage der Heiligen Gottes 1. Auf den hl. Joseph und 2. den heiligen Johannes den Täufer. (Imbst den 1. April 1800, von P. Conrad Tanner, Kapitularen von Maria Einsiedeln.) Folio, 165 S. Mscr. 113, Nr. 4 u. 5 gab Abt Cölestin Müller im Drucke heraus, s. o. Nr. 13.
6. Betrachtungen. (Von Abt Cölestin Müller 1831 herausgegeben, s. o. Nr. 14. Oktavband 288 S. Mscr. 504.
7. Betrachtungen und Predigten auf verschiedene Anlässe. (Dabei auch: Kurze Gedanken für die itzigen Zeiten an die braven biedern Tyroler.) 8^o 282 S. Mscr. 505.
8. Flüchtige Gedanken über die Standeswahl als Leitfaden für die studierende Jugend, (Einsiedeln, den 24. Juli 1816 von P. Conrad Tanner Abt.) Stiftsarchiv A. Z B 154.

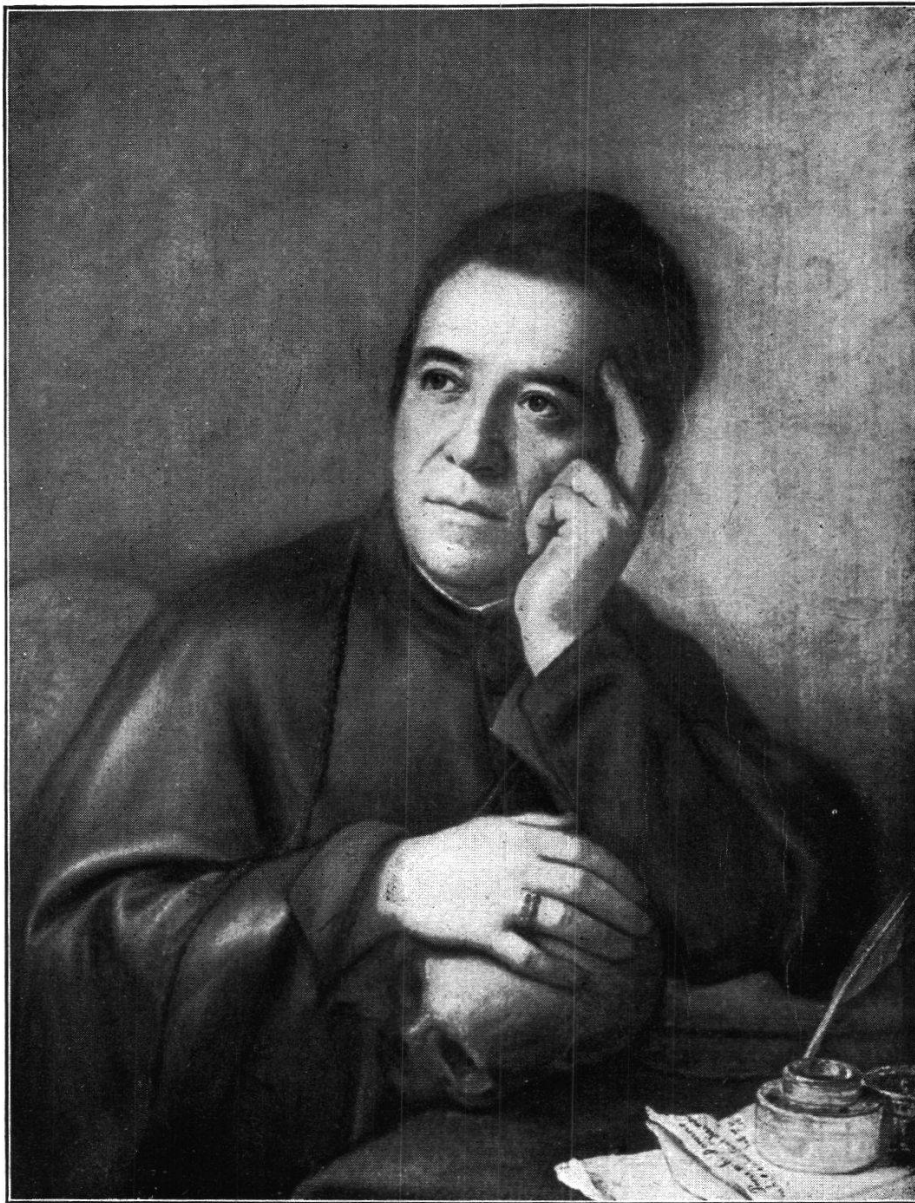
An musikalischen Werken hinterließ Abt Konrad:

Erbauliche Lieder für das Volk (nur zum Teil von ihm). Mscr. 590.

Offertorium: Bone pastor zu 4 Stimmen. Org. obl.

Aria „Domine Deus“ in B. Canto solo com orchestra.





Abt Conrad Tanner